Schilderung der vornehmsten Völker aller Welttheile

oder

Abenderzählungen eines Vaters

unter seiner Familie

von den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten fremder Nationen,

mit vier und zwanzig kolorirten Abbildungen,

---

vom

Verfasser der unterhaltenden Erzählungen für das erste Kindesalter.

Nürnberg,
bei Gustav Philipp Jakob Bieling.
1811.

Schilderung
der
vornehmsten Völker
aller Welttheile

oder

Abenderzählungen eines Vaters
unter seiner Familie

von den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten fremder Nationen,

mit vier und zwanzig kolorirten Abbildungen,

---

vom

Verfasser der unterhaltenden Erzählungen für das erste Kindesalter.

Nürnberg,
bei Gustav Philipp Jakob Bieling.
1811.

Vorrede.

Das vorliegende Werkchen ist eigentlich eine Fortsetzung der schon voriges Jahr bei eben demselben Verleger erschienenen Kleinen Völker-Gallerie.

Der Beifall, womit jene kleine Schrift aufgenommen wurde, veranlaßte mich, die merklichsten Lücken, welche noch in derselben geblieben waren, so viel es bei den mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln möglich war, vollends auszufüllen. Ich wurde aber in der Ausführung meines Plans ungemein durch die Schwierigkeit gehindert, mir gute Abbildungen der interessantesten Nationen zu verschaffen. Durch die allgemeine Geschichte der Reisen, welche ich, neben Niebuhr, Cook und andern Werken, vorzüglich benutzte, sah ich mich sehr oft verlassen; indeß wollte ich doch auch durch bloße Phantasie-Bilder der Glaubwürdigkeit meiner Arbeit nicht

schaden. Ich sah mich daher genöthiget, mich an das zu halten, was ich wirklich haben konnte; und manches andere, was mir sonst vorzüglicher geschienen hätte, zurück zu lassen *).

Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß ich dessen ungeachtet nicht alles liefern durfte, was ich im Stande gewesen wäre zu geben, weil ich mir gewisse Grenzen gesteckt hatte, und die Anzahl korpulenter Kinderschriften nicht vermehren wollte. Ueber manche Länder und Völker hatte ich einen Ueberfluß von Hülfsmitteln, z. B. über die Westküste von Afrika; bei andern hingegen, z. B. über die östliche Küste von Afrika, fehlte es mir ganz an Abbildungen.

Die Besitzer der Kleinen Völker-Gallerie werden sich erinnern, daß die dazu gehörigen Kupfer schon vor dem Texte existirten; bei diesem zweiten Theil aber mußten sie erst besonders gezeichnet werden. Da nun das Format der Schellenberg'schen Abbildungen etwas klein schien, so

*) Man findet daher auch auf Tab. XI. Fig. 22. und Tab. XII. Fig. 23. Abbildungen der Europäer in Peru und Chili, anstatt Vorstellungen der Landes-Eingebohrnen.

wurde hier ein größeres gewählt, und dagegen lieber zwei Vorstellungen auf ein Blatt zusammengruppirt, so daß also auf weniger Blättern eine gleiche Zahl Figuren, wie in der Völker-Gallerie, größer und deutlicher geliefert werden konnte.

Hierdurch entstand aber zwischen dem ersten und zweiten Theil eine kleine Ungleichheit, welche bei dem Verleger den Wunsch erregte, letzteren auch als ein besonderes Werkchen zu verkaufen; und dieß fand nun desto weniger Anstand, da die Materien keinen Zusammenhang unter einander hatten, und bei besondern Veranlassungen auf die Völkergallerie verwiesen werden konnte. Er fügte daher dem Buch einen doppelten Titel bei, so daß die Käufer nach Gutbefinden Gebrauch von diesem oder jenem machen können.

Ueber den Ton meiner Erzählung habe ich mich schon in der Vorrede zur Völker-Gallerie gerechtfertiget. Er ist in dem vorliegenden Werkchen sich gleich geblieben. Mit Kindern muß in dem Geiste der Kindheit gesprochen, der kalte Ernst durch muntern Scherz aufgeheitert, und die Lust zu lesen oder zu hören in Athem erhalten werden. Das vornehmste Bestreben eines Schriftstellers sollte doch immer dahin gehen, das Pub-

likum, für welches er schreibt, an sein Buch zu fesseln, und bei dem Leser den Muth zu erhalten, ihm bis ans Ende zu folgen. Wie viele Verfasser von Kinderschriften verlieren aber dieses Ziel aus den Augen! Sie behandeln Knaben wie Männer, und öfters bleiben deswegen ihre Bücher, bei allem Guten, was sie sonst enthalten mögen, ungelesen liegen.

Ich bitte daher um billige Beurtheilung einiger unschuldiger Schwänke, welche ich hier und da eingemischt habe, und um Gnade für meinen kleinen Franzosen, den ich unter meinen Kindern aufführe, weil er sich wirklich in meiner Familie befindet. Tous les genres sont bons, sagt irgendwo Voltaire, excepté le genre ennuyeux!

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite
Einleitung - - - - - 1

Erster Abend.

Die Jaloffen, eine afrikanische Nation. Tab. I. Fig. 1. - - - 7

Zweiter Abend.

Die Jaggas oder Schagga, eine Nation im südlichen Afrika. Tab. I. Fig. 2. - 19

Dritter Abend.

Die Araber, eine Nation im südlichen Asien. Tab. II. Fig. 3. - - - 27

Vierter Abend.

Die Perser, eine asiatische Nation. Tab. II. Fig. 4. - - - 42

Fünfter Abend.

Die Malabaren, eine ostindische Nation. Tab. III. Fig. 5. und 6. - - 53

Seite

Sechster Abend.

Die Eingalesen, oder Bewohner der Insel Ceylan in Vorder-Indien. Tab. IV. Fig. 7. 72

Siebenter Abend.

Die Bewohner der Insel Sumatra in Ostindien. Tab. IV. Fig. 8. König von Atschin auf Sumatra. - - - 86

Achter Abend.

Die Alfóresen, eine Nation auf der molukkischen Insel Ceram in Ostindien. Tab. V. Fig. 9. - - - - 99

Neunter Abend.

Eine Bewohnerin von Ternate, einer von den molukkischen Inseln. Tab. V. Fig. 10. 109

Zehnter Abend.

Die Siamesen, eine Nation in Hinter-Indien. Tab. VI. Fig. 11. - - - 115

Eilfter Abend.

Die Tunquinesen, eine Nation in Hinter-Indien. Tab. VI. Fig. 12. - - - 130

Zwölfter Abend.

Die Japaner, eine asiatische Nation. Tab. VII. Fig. 13. - - - 143

Seite

Dreizehnter Abend.

Die Bewohner von Tibet, eine asiatische Nation. Tab. VII. Fig. 14. - - 154

Vierzehnter Abend.

Die Kirgisen, eine tartarische Nation. Tab. VIII. Fig. 15. - - - - 162

Funfzehnter Abend.

Die Usbecker Tartaren, eine Nation am kaspischen Meere. Tab. VIII. Fig. 16. - 175

Sechszehnter Abend.

Die Wotjaken, eine Nation im innern Asien. Tab. IX. Fig. 17. - - - 182

Siebenzehnter Abend.

Die Tschuktschen, eine Nation im nordöstlichen Sibirien. Tab. IX. Fig. 18. - - 191

Achtzehnter Abend.

Die Finnen, eine Nord-Europäische Nation. Tab. X. Fig. 19. - - - 198

Neunzehnter Abend.

Die Isländer, eine Nord-Europäische Nation. Tab. X. Fig. 20. Eine isländische Dame - - - - - 205

Seite

Zwanzigster Abend.

Die Guianer, eine Nation in Südamerika. Tab. XI. Fig. 21. - - - 217

Ein und zwanzigster Abend.

Die Peruaner, eine Nation in Süd-Amerika. Tab. XI. Fig. 22. - - - 228

Zwei und zwanzigster Abend.

Die Peruaner. (Fortsetzung.) - - 238

Drei und zwanzigster Abend.

Die Chilesen, eine Nation in Süd-Amerika. Tab. XII. Fig. 23. - - - 248

Vier und zwanzigster Abend.

Die Bewohner von Otaheite, einer Insel in Australien. Tab. XII. Fig. 24. - - 255

In einer namhaften fränkischen Stadt lebte ein Vater, dessen süßestes Geschäft die Erziehung seiner Kinder war. Er hatte zwei Söhne und zwei Töchter; ihre Namen waren: Ludwig, Karl, Lottchen und Julchen.

Ludwig war erst neun Jahr alt; Julchen zehn und Lottchen zwölf. Noch älter war Karl, denn dieser hatte bereits das väterliche Haus verlassen, um die Goldarbeiterkunst in der französischen Schweiz unter einem berühmten Meister zu erlernen. Seine Stelle wurde bald durch einen jungen Genfer, Namens Jeannot, ersezt, der dem Vater zur Erziehung übergeben wurde.

Dieser Jeannot war ein wilder muthiger Junge, von etwas mehr als eilf Jahren. Er wußte bei seiner Ankunft kein Wort deutsch, und man hätte ihn in den ersten Zeiten in seinem Beiseyn verrathen und verkaufen können, ohne daß er etwas gemerkt hätte; allein nach weniger als einem Jahre verstand er alles, was gesprochen wurde, und wälschte selbst auf eine so komische Art, daß man sich hätte zu todt lachen mögen. Er ließ das gern geschehen und lachte mit; sonst aber erduldete er nicht leicht eine Be-

leidigung; er sezte sich bei allen seinen Kameraden durch seinen Muth in Respekt; ob sie klein oder groß waren, das war ihm einerlei; auch achtetete er es nicht, wenn er im Ringen mit dem einen oder dem andern den kürzern zog; er sprang auf, erneuerte den Kampf und ermüdete endlich seinen Gegner so sehr, daß dieser, ungeachtet seiner Ueberlegenheit, um schön Wetter bitten mußte.

Diese Aeußerungen eines gereizten jugendlichen Selbstgefühls sah der Vater nicht ungern, so lange Jeannot der beleidigte Theil war; nie aber gab er es zu, daß sein Zögling im Vertrauen auf seine Herzhaftigkeit Jemand zuerst beleidigte. So oft solches geschah, wurde er gedemüthiget. Gegen junge Frauenzimmer besonders durfte er sich nie eine Beleidigung erlauben, wenn er auch durch Spöttereien dazu gereizt worden war; denn es ist schimpflich für einen Jüngling, seine Kräfte an dem schwächern Geschlechte zu üben.

Lottchen war ein lebhaftes muthwilliges Mädchen zwischen zwölf und dreizehn Jahren; aber doch bei allen Neckereien, die sie sich gegen ihre Schwester, ihre Brüder und kleine Freundinnen erlaubte, ein gutmüthiges Geschöpf. Sie hatte natürlichen Verstand und manche schöne Anlagen; sie rechnete mit großer Fertigkeit, spielte hübsch Klavier, war gut bewandert in der Geo-

graphie, schrieb und sprach ganz artig französisch, und zeichnete sich noch von manchen andern Seiten, und insbesondere durch Thätigkeit in der Haushaltung, aus. — Nur Schade, daß sie etwas streitsüchtig, etwas unverträglich war, denn bei solchen Fehlern macht man sich auch bei einem guten Aeußerlichen gar selten in der Welt beliebt; Nachgiebigkeit, Gefälligkeit und Selbstverläugnung sind die Tugenden, womit man sich die meisten Freunde erwirbt.

Ihre Schwester Julchen war viel stiller. Sie zeichnete sich aus durch Liebe und Anhänglichkeit gegen ihre Aeltern, und insbesondere auch durch Arbeitsamkeit und anhaltenden Fleiß. Oft saß sie Tage lang bei ihrer Mutter und beschäftigte sich an ihrer Seite mit Sticken oder andern weiblichen Arbeiten, oder sie las ihr vor und unterhielt sich mit ihr. Bekam sie Verweise oder sonst eine Strafe, so ertrug sie solche mit Gelassenheit, und machte, ohne die mindeste Widerrede, ihrem Schmerz durch stille Thränen Luft; aus allen ihren Handlungen leuchtete Liebe gegen ihre Aeltern und Sanftmuth hervor. Die Folge davon war herzliche Gegenliebe, und deswegen nannte sie Lottchen auch nur spottweise das Muttertöchterchen. Ihr Fehler war indeß eine gewisse Trägheit. Lottchen besaß viel mehr Lebhaftigkeit und Thätigkeit.

Lottchens vertraute Freundin war Nettchen, ihre nahe Verwandte, die in derselben

Straße wohnte. Sie war viel gesezter als Lottchen, aber nicht so lebhaft, ob es ihr gleich auch nicht an Munterkeit und Frohsinn fehlte. Sie zeichnete sich aus durch ihre Geschicklichkeit im Sticken und andern weiblichen Arbeiten, besonders aber durch ihre unermüdete Beharrlichkeit, denn wenn sie sich vorgenommen hatte, ein Werk zu einer bestimmten Zeit zu vollenden, so blieb sie Tage lang darüber sitzen, und leistete indeß willig Verzicht auf alle Spaziergänge, Besuche und andere jungendliche Vergnügungen mit ihren Freundinnen. Eine schöne Tugend, die gar manchen jungen Mädchen zu wünschen wäre!

Ludwig wurde von seinen kleinen Freunden nur der Kopfmacher genannt, denn seine größte Lust war zeichnen und malen. Seine Aeltern konnten ihm daher keine größere Freude machen, als wenn sie ihn mit Kupferstichen oder Bilderbüchern beschenkten; auch verging selten ein Weihnachts- oder Geburtstag ohne ein solches Geschenk. Immer war der Vater beeifert, in der Wahl derselben das Nüzliche mit dem Angenehmen zu vereinigen. In dem vergangenen Jahr war Ludwig mit Abbildungen fremder Nationen erfreut worden; und der Vater hatte dieselben benuzt, seinen Kindern Abends täglich eine vergnügte Stunde durch mancherlei Erzählungen von den Sitten und Gebräuchen derselben zu machen, woran seine jungen Zuhörer keinen geringen Gefallen fanden. Da aber unser Erdball von einer gar

großen Menge verschiedener Nationen bewohnt wird, so blieb den Kindern noch gar manches zu wünschen übrig. Es hatte sich z. B. unter ihrer Sammlung kein Araber, kein Perser, kein Siamese, kein Japaner befunden, und sie vermißten noch eine Menge anderer Völker, die sie durch die Erdbeschreibung dem Namen nach hatten kennen gelernt.

Wie groß war also Ludwigs Freude, als sich dieses Jahr abermals unter seinen Christgeschenken eine Sammlung solcher Abbildungen befand! Die ganze Familie jubelte mit ihm darüber. O lieber Vater, schrieen die Kinder, nicht wahr, jezt erzählst du uns wieder, wie im vorigen Winter, ein Stündchen vor dem Abendessen! Ach, wie wir uns freuen! Und du, Nettchen, du kommst auch alle Abende zu uns herüber und hörst mit zu?

Qu'est-ce que c'est, qu'est-ce que c'est? schrie Jeannot; fais voir Louis, was ast du bekomm! Parbleu! was sind das für närrsche Gerl?

Das sind fremde Nationen, rief Ludwig; siehst du, hier ein Jaloffe, und da ein Malabare, und dort ein Japaner. O das wird eine Lust seyn, wenn der Vater uns alle Abende erzählt. Wenn fängst du denn an, bestes Väterchen? Nicht wahr, noch heute, oder doch wenigstens morgen?

Morgen? Nun, es mag seyn! sprach der Vater. Stellt euch nur alle bestimmt eine Stunde vor dem Abendessen ein. Wir machen den Anfang mit den Afrikanern und gehen dann zu den Asiaten, den Nord-Europäern, den Amerikanern und Australiern über; und alle Abende erzähle ich euch von einer andern Nation.

O danke, danke, liebes Väterchen! schrieen alle Kinder. Und kaum war es den folgenden Tag Abend geworden, so wurden schon Tisch und Stühle in Ordnung gebracht, Nettchen herbei geholt und alle Anstalten zur Bequemlichkeit des Vaters gemacht. Das eine holte seinen Schlafrock herbei, das andere rückte den Armstuhl zum Ofen; Ludwig erwartete ihn mit dem Stiefelzieher und den Pantoffeln an der Thür; und kaum trat er zum Zimmer herein, so fielen alle über ihn her, halfen ihn auskleiden, legten ihm den Schlafrock an, und trippelten mit der größten Geschäftigkeit um ihn herum, bis er endlich auf seinem Throne saß. Dann lagerten sie sich sämtlich nahe am Ofen auf Stühlen um ihn her, und harrten begierig der Dinge, die da kommen sollten.

Erster Abend.

Die Jaloffen.

Eine Afrikanische Nation.

Tab. I. Fig. 1.

Unsere erste Reise, hub der Vater an, geht heute ins heiße Afrika; aber nicht so weit wie das vorige Jahr, nicht bis zum Vorgebirge der guten Hofnung, sondern nur bis nach Senegambien. Habt ihr die Karte bei der Hand! Soll ich euch zeigen, wo Senegambien liegt?

Alle. O das wissen wir schon; es liegt auf der westlichen Küste von Afrika. Erst kommt Fez und Marokko, dann die Wüste Sahara, dann Senegambien.

Vater. Ganz recht; aber gebt mir dessen ungeachtet die Karte. Seht ihr hier das grüne Vorgebirge? Seht ihr den Senegal und den Gambiafluß? — Ja! — Nun gut, zwischen diesen beiden Flüssen wohnen die schwarzen und schönen aber diebischen Jaloffen.

Jeannot. Diebisch, veut dire voleur?

Julchen. Was stehlen sie denn?

Vater. Was sie ertappen können, sogar Menschen stehlen sie.

Ludwig. Und was thun sie denn mit ihnen? Sie müssen sie ja füttern, und dafür, sollte ich denken, würden sie sich schön bedanken.

Vater. Sie verkaufen sie als Sklaven an die Europäer, die sie ihnen gut bezahlen, und sie nach Amerika führen, wo die armen Leute lebenslang in den Zuckerfabriken arbeiten müssen, und keine Hofnung mehr haben, ihr liebes Vaterland wieder zu sehen. Da ist selten ein Kind vor seinem Nachbar sicher. Wird es von einem versoffenen Jaloffen in einem Wald, auf der Straße oder auf dem Felde angetroffen, wo er es unbemerkt mausen kann, so wird das arme Geschöpf fortgeführt und kommt seinen Aeltern nie wieder unter die Augen. Was das für ein Jammer ist, könnt ihr euch leicht denken. Vater und Mutter suchen vergeblich ihre Kinderchen; vergeblich schreien die Kinder nach ihren Aeltern; sie werden unter hundert andern Sklaven in ein Schiff gepackt, und ihr Schreien wird von dem barbarischen Sklavenvogt mit einer großen Peitsche beantwortet.

Nettchen. Nun da bin ich froh, daß ich nicht in dem Jaloffenlande lebe. Hu! mir schaudert die Haut.

Jeannot. Wenn man aber entdeckt, wer es hat gethan, was thut man der lumpige Kerl?

Vater. Was man ihm thut? Ei nun, man verkauft ihn auch als Sklaven. Was hilft das aber Aeltern und Kindern? Der König streicht das Geld ein, und überläßt jedes seinem Schicksal.

Zum Glücke scheinen nicht alle Jaloffen ihre Kinder so gar zärtlich zu lieben, denn man hat Beispiele von Vätern, die ihre eigene Söhne verhandelten; aber auch von Söhnen, die es ihren Vätern nicht besser machten. Einst kam in eine englische Faktorei, das heißt, an einen Ort an der Seeküste, wo die Engländer Handel treiben, ein alter Jaloffe mit seinem Sohn, den er Willens war zu verkaufen. Um ihn mit guter Manier zu den Europäern zu bringen, mußte der junge Mensch ihm einen Pack tragen, worin sich allerlei Waaren befanden, die der Alte vertauschen wollte. Der junge Mensch witterte aber vielleicht, was der Vater im Sinne hatte; und was that er? Er sezte seinen Pack nieder, schlich sich bei Seite und ....

Lottchen. Lief davon?

Vater. Nein, sondern verkaufte selbst seinen Vater.

Julchen. Ach, das ist ja entsezlich, das müssen böse Menschen seyn!

Vater. Er erhielt aber bald seinen Lohn. Auf dem Rückweg begegnete ihm sein Hauptmann,

dem die Branntweinflaschen in die Augen stachen, die der junge Kerl eingehandelt hatte. Er sollte sagen, wo er sie her hätte, und da er nicht recht Bescheid zu geben wußte, nahm der Hauptmann sie ihm ab, führte ihn in die Faktorei zurück, verkaufte ihn auch und trank den Branntwein aus.

Alle. Das ist recht, das ist recht!

Vater. Es war beides unrecht. Er hätte sich bemühen sollen, den Vater wieder frei zu machen, und er that es nicht. Es war ihm mehr um den Branntwein, als um die Handhabung der Gerechtigkeit zu thun.

Lottchen. Trinken sie denn den Branntwein so gern?

Vater. Ach, für ihr Leben gern; und wenn sie welchen haben, dann pokuliren sie so lange fort, bis sie toll und voll sind. Er schmeckt ihnen viel besser, als ihr schwacher Palmwein, der zwar auch berauscht, aber viel langsamer. Ihr wißt doch, was der Palmwein ist?

Nettchen. Nicht wahr, der Saft, der aus dem Palmbaum fließt, wenn man einen Einschnitt darein macht? Du hast uns schon davon gesagt.

Vater. Richtig! Die Schwarzen verstehen noch nicht die Kunst, Branntwein zu brennen; sie müssen ihn also von den Europäern um einen

theuern Preis kaufen, und deswegen thun sie so kostbar damit. Es gibt nicht leicht eine gastfreiere Nation, als die Jaloffen. Nie lassen sie einen Fremden von sich gehen, ohne ihn zu speisen und zu tränken; oft behalten sie ihn sogar mehrere Tage nach einander, und bewirthen ihn mit allem, was sie Gutes haben; nur die Branntweinflasche verstecken sie sorgfältig vor ihm. Um keinen Preis würden sie ihr liebes Fläschchen hergeben. Der Schnaps geht ihnen über ihr Leben.

Julchen. Sind denn die Jaloffen reich, weil sie so gastfrei sind?

Vater. Nichts weniger. Sie sind meistens arme Teufel. Die reichsten unter ihnen haben vierzig bis funfzig Stück Rindvieh und ein Paar Pferde und Sklaven. Auch der Reichthum ihres Königs besteht aus nichts als Dromedaren, Rindern, Ziegen, Hirse und Früchten, und sein Pallast ist eine ärmliche Hütte.

Nettchen. Da werden aber seine Unterthanen nicht viel Respekt haben.

Vater. Du irrst dich; sie begegnen ihm mit der größten Demuth. Wenn einer mit dem Könige sprechen will, so wirft er sich gleich an der Thür mit dem Angesicht zur Erde nieder und streut Sand auf sein Haupt; dann rutscht er auf den

Knieen einige Schritte näher, wirft sich wieder mit dem Gesicht auf die Erde, und bestreut sich mit Sand. Wenn er endlich nahe genug ist, so bringt er immer auf den Knieen sein Anliegen vor; seine Majestät stellen sich aber, als ob sie nicht auf ihn merkten, sehen ihn nicht an, und beschäftigen sich indessen mit etwas anderem. Inzwischen geruhen sie doch, am Ende einige Worte fallen zu lassen, worauf der Supplikant zurück tritt und seinen Kittel wieder anzieht, denn ich habe vergessen, euch zu sagen, daß man sich splitternackt ausziehen muß, wenn man mit der schwarzen Majestät zu sprechen verlangt.

Jeannot. Was, wenn ich will bei ihm gehen, ich muß die Osen ausziehn?

Vater. Nein, mein Sohn, die Europäer machen nicht so viel Komplimente; seine Majestät verlangen es auch gar nicht. Sie reichen ihnen gnädig die Hand, und lassen sie neben sich auf ihren Polster setzen, rauchen eine Pfeife Tabak an ihrer Seite, und thun mit ihnen als wie mit ihres gleichen. Die erste Frage des Königs ist allemal, was der Fremde mitgebracht habe, und je ansehnlicher das Geschenk ist, desto liebreicher wird der Gast behandelt.

Julchen. Was kann man denn dem schwarzen Kerl mitbringen?

Vater. Ei nun, ein Paar Maas Branntwein, funfzehn oder zwanzig Stangen Eisen, einen Degen, einen Hut und dergleichen. Nichts ist ihm aber angenehmer als der Branntwein, und Seine Majestät geruhen gemeiniglich, sich gleich in der ersten Audienz darin toll und voll zu trinken. Auch sind sie so herablassend, den Europäern einen Gegenbesuch zu machen, wobei sie wieder beschenkt werden müssen. So oft sie kommen, erwarten sie neue Geschenke, und was man ihnen nicht freiwillig gibt, das bitten sie sich aus, oder borgen es und geben es nicht mehr zurück.

Da schickte einmal ein französischer Schiffskapitain, Namens Dancourt, einen Abgesandten an den König der Jaloffen. Der Herr Gesandte putzte sich mit seinen besten Kleidern, um desto grösseres Aufsehen bei Jhro Majestät zu machen. Er hatte auch das Glück, ganz vorzüglich zu gefallen, und der König fand so viel Vergnügen an seinem goldbordirten Rock, seiner Weste und seinem Hute, daß er ihn um die Erlaubniß bat, sämtliche Stücke ein wenig anprobiren zu dürfen. Der Gesandte machte ihm gern diese Freude, und wollte sich zu todt lachen, als er den schwarzen Prinzen mit Hut

und Tressenkleid ohne Hosen und Strümpfe paradiren sah. Ihre Majestät merkten aber bald selbst, daß noch etwas an ihrem Putze fehlte, und baten den Gesandten so dringend, ihnen den vollständigen Anzug anprobiren zu lassen, daß dieser den Bitten eines so großen Herrn nicht länger widerstehen konnte. Er gab Hosen, Schuhe und Strümpfe hin, und machte sogar den Kammerdiener bei Ihro Majestät, die sich besonders nicht recht in die Beinkleider finden konnten, und das Hintertheil vornen hinbrachten. Endlich gelang aber doch der Anzug, und alles stand dem König so gut, daß die Hofleute ein lautes Jubelgeschrei erhoben, der Franzose selbst mußte bekennen, daß die europäische Kleidung Ihro Majestät ungleich mehr puzte, als die Küh- und Elephantenschwänze und die Schafschellen, womit sie sich gewöhnlich behängten. Das größte Aufsehen aber machte der Staat des Königs bei seiner Leibwache, denn ihr müßt wissen, daß der Regent der Jaloffen stets fünfhundert Mann zu Fuß und einige zwanzig Reiter um seine Person hat, die vor seinem Pallaste paradiren müssen, so oft er Audienz gibt. Seine Majestät geruheten, sich ihnen mit einer langen Tabackspfeife in dem Munde in ihrem europäischen Putze zu zeigen, und ein lautes Vivat erschallte in die Luft.

Bis jezt hatte der ganze Auftritt dem Abgesandten viel Vergnügen gemacht: als er sich aber seine Kleider wieder ausbat, erklärte die Majestät, daß sie solche behalten und nimmermehr wieder herausgeben würde. Alle Bitten und Vorstellung des Franzosen waren vergeblich, und er hätte im blanken Hemde auf sein Schiff zurückkehren müssen, wenn er nicht zum guten Glück noch einen schlechtern Anzug bei sich gehabt hätte. Zu seiner Entschädigung befahl der König, ihm ein Paar Sklaven zu fangen; und sogleich ging ein Offizier mit einem Kommando Soldaten in das nächste Dorf, und nahm die ersten besten Einwohner weg, die ihm in die Hände fielen, und die nun ihr Leben in der Sklaverei zubringen mußten.

Jeannot. Verfluchte Majesté!

Vater. O diese kleinen Könige in Afrika machen es ihren Unterthanen noch ärger. Da erzählen die Reisenden von einem Könige der Jaloffen, der zum Spaß, wenn er auf einem Fluße fuhr, nach den Leuten, die ihn begegneten, mit Pfeilen schoß, und seine herzliche Freude daran hatte, wenn er einen traf, dieser auffuhr und sich in seinem Schmerz recht ungebärdig bezeugte. Auch plünderte er die Dörfer seiner Nachbarn, und führte die Bewohner als Sklaven weg, um seinen Branntwein damit zu bezahlen.

Nettchen. Lassen sich denn aber die Nachbarn das gefallen?

Vater. Ei sie machen es auch nicht besser, und daher entstehen unaufhörlich Kriege, in welchen man sich mit Säbeln, Wurfspießen und vergifteten Pfeilen anfällt, und sich entweder mordet oder zu Gefangenen macht. Der Friede folgt zwar schnell wieder auf solche Fehden; aber was hilft das die Gefangenen? Sie werden nie ausgewechselt, und alle werden an die Europäer als Sklaven verkauft.

Jeannot. Ainsi quand une colonne de trente ou de quarante mille hommes se trouve coupée ....

Vater. Deutsch! deutsch! Du meinst, es werden, wie in den europäischen Kriegen, Colonnen von 40,000 Mann abgeschnitten und zu Gefangenen gemacht? Aber nein, mein Sohn, die ganze Armee eines solchen Jaloffen Königs und anderer solcher kleinen Könige, ist gemeiniglich nicht stärker als 1500 Mann, und unter diesen befinden sich kaum 200 Mann Reiterei. Ihre Kriege sind bloße Streifereien, und ihre Schlachten bloße Scharmützel. Die Senegambier sind aber muthige Leute; sie fechten wie Löwen, und da sie ganz nackt, nur mit einem Stücke Leinwand um die

Len-

Lenden zu Felde ziehen, und mit vergifteten Pfeilen schießen, so kommen immer auf beiden Seiten viele Menschen um.

Ludwig. Gehn sie denn auch zu Hause nackt?

Vater. Nein, mein Sohn! sie tragen weiße Kleider und Mützen, welche gegen ihre kohlschwarze Farbe gar wunderbar abstechen. Der Rock des Königs sieht aus, wie ein Chorhemd, das nicht weiter als bis auf die Kniee reicht *). Auf seinem Kopfe sizt eine wollene Mütze; nie trägt er Strümpfe, als wenn er reitet, und öfters hat er keine Beinkleider. — Die Jaloffen sollen übrigens recht schöne Leute und im Umgange ganz artig und höflich seyn; dabei aber sind sie äußerst unverschämt, boshaft, rachsüchtig, lügenhaft, falsch, gefräßig, versoffen und erbärmlich dumm.

Lottchen. Und dann werden sie keine Religion haben.

Vater. Ach ja, sie sind Muhamedaner; aber sie werden bei ihrem Mangel an Verstand auch sehr schlecht unterrichtet. Da ist mancher, der nicht herausbringen kann, daß zwei Mal zwei vier macht. Selten weiß einer, wie alt er ist, oder in welchem Monate oder in welcher Woche er

*) Ungefähr wie der in der Völkergallerie S. 18. abgebildete Guineische Neger.

lebt. Nur zum Stehlen fehlt es ihnen nicht an Verstand. Sie gebrauchen dazu ihre Zehen so geschickt als die Finger.

Julchen. Wie denn das?

Vater. Wenn sie z. B. eine Scheere oder ein Stück Eisen oder sonst etwas auf dem Boden liegen sehen, das ihnen ansteht, so thun sie gar nicht, als sie es bemerkten. Im Gegentheil, sie kehren dem Dinge den Rücken zu, und sprechen ganz unbefangen mit den Leuten, die zugegen sind. Dabei suchen sie aber der Sache, die sie stehlen wollen, immer näher zu kommen, und wenn sie solche mit dem Fuße spüren, packen sie sie mit den Zehen, beugen das Knie und heben den Fuß bis an den Gürtel auf. Jezt langen sie mit der Hand, gleich als ob sie etwas an ihrem Kleide zurecht machten, auf den Rücken, nehmen die gestohlne Sache aus den Zehen und schieben sie in den Sack. Wehe aber ihnen, wenn ein solcher Diebstahl entdeckt wird, denn er wird immer mit der Sklaverei bestraft.

Ungefähr so, wie die Jaloffen, sind die meisten andern Völkerschaften in Senegambien. Alle sind roh, ungebildet, grausam gegen ihre Feinde, und ihre Fürsten herrschen über sie mit tyrannischer Willkühr.

Zweiter Abend.

Die Jaggas oder Schagga.

Eine Nation im südlichen Afrika.

Tab. I. Fig. 2.

Heute, meine Kinder, führe ich euch weit von den Jaloffen weg zu den Jaggas, die beinahe vierhundert deutsche Meilen weiter südlich wohnen. Gebt mir einmal die Karte von Afrika. Seht ihr hier das Land Congo? Nun gut, an den östlichen Grenzen dieses Landes, also im Innern des südlichen Afrika, wohnen die Jaggas, die weit und breit umher schwärmen, und sich gegen die andern Völker dieser Gegend gar nicht nachbarlich verhalten, denn es ist ein faules Diebsgesindel, das nicht arbeiten mag, sondern sich lieber mit stehlen behilft. Wenn die Bewohner von Loango, Congo, Angola, Benguela und andern solchen Reichen mit vieler Mühe ihre Aecker angebaut haben, und nun mit Verlangen der Erndte entgegen sehen, so führt oft der Geyer einen Schwarm solcher verwünschter Jaggas daher, die ohne Umstände das Getraide einerndten, die schönsten Palmbäume umhauen, und noch überdies Menschen und Vieh fortführen. Was das alsdann für ein Jammer ist, könnt ihr leicht denken,

die armen geplünderten Leute haben nichts mehr zu leben, und müssen sich bis zum nächsten Jahr, wo es ihnen vielleicht nicht besser geht, elendiglich behelfen.

Lottchen. Verkaufen sie denn auch ihre Gefangenen, wie die Jaloffen?

Vater. Wenn sich Käufer dazu finden, allerdings. Sie wohnen aber nicht am Meere, und folglich haben sie auch keine so gute Gelegenheit dazu. Dabei gewinnen jedoch die armen Gefangenen nicht viel, denn die Reisenden versichern, daß sie von den abscheulichen Jaggas gebraten und gefressen werden.

Nettchen. Gott steh uns bei! In Afrika gibt es auch Menschenfresser? Ich glaubte nur in Amerika und in den Südländern würde Menschenfleisch gegessen?

Vater. Leider scheint auch in Afrika hier und da diese unmenschliche Gewohnheit im Schwange zu seyn. Junge Pursche aber sollen die Jaggas nicht leicht ermorden; sie ziehen sie lieber unter sich auf und brauchen sie als Soldaten. Aus den Mädchen aber machen sie ihre Weiber, und mancher Anführer unter ihnen hält sich eine ganze Heerde von mehr als vierzig oder funfzig. Wenn vielleicht eine von euch Lust hat, eine Jagga-Kö-

nigin zu werden, so dürft ihr es nur sagen. Ich habe Correspondenten in dem Königreich Congo, und ich kann euch eine gute Partie verschaffen, denn sie sollen die weißen Mädchen für ihr Leben gerne haben.

Ei großen Dank für die Ehre, schrieen Lottchen, Nettchen und Julchen; es verlangt keine von uns eine Königin zu werden; auch sind wir gar nicht lüstern nach Menschenbraten, sondern nehmen wohl gern mit gebratenen Hühnern oder Tauben vorlieb.

Vater. Wenn es nun aber ein schöner junger Prinz wäre, der seinen schwarzen Leib recht zierlich mit weiß- und rother Farbe zu bemalen wüßte, sich täglich mit frischem Menschenfett salbte und ein zierliches Stück Kupfer auf der Nase trüge, seinen Leib aber mit einem Gürtel von Straußeneiern umgürtete — —

Lotte. O das alles muß sich ganz allerliebst ausnehmen. Aber ich stehe für mein Herz.

Vater. Das beste ist, daß solche Prinzen auch der stolzen Europäerinnen entbehren können. Es fehlt ihnen deswegen doch nicht an Weibern, denen sie recht wohl gefallen, und die sich gern von ihnen als Aufwärterinnen gebrauchen lassen. Da trägt die eine seine Bogen und Pfeile, die

andere seine Trinkgefäße u. s. w., und so oft er trinkt, knieen sie alle nieder und singen und klopfen in die Hände. Um dabei ihren Männern besser zu gefallen, salben sie sich über und über mit Zibeth und frisiren ihre Haare hoch auf; auch reißen sie sich zwei von den obern und zwei von den untern Zähnen aus, weil sie finden, daß nichts einem galanten Weibchen schöner steht und vornehmer aussieht, als ein paar Zahnlücken. Deswegen sehen sie auch mit tiefer Verachtung auf diejenigen herab, die noch alle ihre Zähne haben, und lassen sie mit ihnen weder essen noch trinken. Das ist aber noch nicht ihr ganzer Staat, denn sie tragen auch schöne Seidenzeuge um den Leib; und Hals, Arme und Füße sind mit vielen Schnur-Küchelchen umwickelt. Die Männer hingegen machen nicht so viel Umstände bei ihrer Toilette. Sie gehen splitternackt, und ihr ganzer Puz ist ein Dolch, ein Paar Wurfspiesse und ein lederner Schild, wie ihr sie auf unserer Zeichnung abgebildet findet.

Julchen. Was trinken sie denn, wenn ihre Weiber sich so neben ihnen niederknieen und in die Hände klatschen! Doch kein Wasser?

Vater. Nein, aber Palmwein, wenn sie keinen Branntwein bekommen können. Und wißt ihr,

wie sie sich den Palmwein verschaffen? Sie nehmen sich nicht erst Zeit, den Baum anzuzapfen; sondern sie hauen ihn an der Wurzel nieder und machen viereckige Löcher in das Herz des Stammes und in den Gipfel. In diesen Löchern sammelt sich der Saft des Baumes, und sie können alle Morgen und Abende sechs und zwanzig Tage lang ein Quart (Maas) Wein herausnehmen. Alsdann aber vertrocknet und stirbt der Baum. Ich habe euch schon gesagt, daß sie weit und breit umher schwärmen; ihr könnt also leicht denken, was sie auf ihren Zügen für Schaden unter den Bäumen anrichten, denn immer hauen sie noch viel mehr nieder, als sie brauchen.

Wenn die Jaggas einen Krieg anfangen, so bringen sie erst ihren Götzen (denn sie sind Heiden) ein feierliches Opfer. Da setzt sich ihr Anführer des Morgens vor Sonnenaufgang mit großer Pracht auf einen Stuhl, und neben ihm stehen zwei Priester; rings umher aber vierzig oder funfzig Damen, jede mit einem Pferdeschwanz in der Hand, den sie singend hin- und herschwingen, wobei sie von großen Trommeln begleitet werden, die im Hintergrunde stehen. Vor dem Heerführer brennt ein großes Feuer, und an dem Feuer steht ein irdener Topf mit weißer Farbe.

Mitten unter dem Gesang der Frauen nähern sich jezt die Priester dem Topf, und bemalen mit der Farbe dem großen Jagga (so nennt man den Anführer) die Stirn, die Schläfe und die Brust, wobei sie eine Menge Gebete hermurmeln. Darauf geben sie ihm seine Kosengala oder Streitaxt in die Hand, und erinnern ihn, sie tapfer gegen seine Feinde zu gebrauchen. In dem Augenblicke wird ein Knabe vor ihn geführt, den er mit gräßlich verdrehten Augen auf einen Schlag maußtodt schlägt; dann kommen ein Paar Männer, (vermuthlich gefangene Feinde) die er ebenfalls mit einem gewaltigen Streich leblos zu seinen Füßen niederstreckt. Mit großen Freuden werden hierauf zehen Kühe geschlachtet und ihr Blut auf das Feuer gesprizt; die menschlichen Leichname aber werden gebraten und gefressen.

Lottchen. Hu! mir schaudert die Haut.

Vater. Die armen verblendeten Menschen glauben durch solche Opfer ihren Göttern zu gefallen und sich ihres Schutzes zu versichern. Sie glauben, der Sieg könne ihnen nun nicht fehlen, und ziehen daher mit dem größten Muthe zu Felde. Sobald sie den Feind erblicken, fallen sie sie ihn, in festem Vertrauen auf den Beistand ihrer Götter, mit einem gräßlichen Geschrei an, und

gemeiniglich erschrecken sie ihn dadurch so sehr, daß er bald die Flucht ergreift. Es wird alsdann ein fürchterliches Blutbad unter den Fliehenden angerichtet, und was nicht umkommt, das wird gefangen genommen und zur Sklaverei verurtheilt, oder nach und nach geschlachtet und gefressen.

Ludwig. Fressen sie denn auch ihre eigenen Todten?

Vater. Nein! sie begraben sie; aber auch hier beweisen sie sich als Unmenschen. Ist einer von ihnen in der Schlacht geblieben oder eines natürlichen Todes gestorben, so machen sie ein Grab und einen Siz für den Todten hinein, denn der Leichnam wird nicht, wie bei uns, gelegt, sondern gesezt. Dem Verstorbenen werden indessen die Haare sauber aufgepuzt, und sein Leib wird gewaschen und mit wohlriechenden Pulvern bestreut. Ist nun die Stunde der Beerdigung erschienen, so setzen ihn zwei Männer ins Grab, und zwei von seinen Weibern setzen sie neben ihn und begraben sie lebendig an seiner Seite. Damit sich aber die armen unglücklichen Geschöpfe nicht mit den Händen Luft machen können, zerbrechen sie ihnen zuvor die Arme. Nebst den Weibern wird gemeiniglich auch ihr bester Hausrath mit ihnen begraben, und in der Folge versammeln sich monatlich drei Tage lang die Ver-

Vorrede.

Das vorliegende Werkchen ist eigentlich eine Fortsetzung der schon voriges Jahr bei eben demselben Verleger erschienenen Kleinen Völker-Gallerie.

Der Beifall, womit jene kleine Schrift aufgenommen wurde, veranlaßte mich, die merklichsten Lücken, welche noch in derselben geblieben waren, so viel es bei den mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln möglich war, vollends auszufüllen. Ich wurde aber in der Ausführung meines Plans ungemein durch die Schwierigkeit gehindert, mir gute Abbildungen der interessantesten Nationen zu verschaffen. Durch die allgemeine Geschichte der Reisen, welche ich, neben Niebuhr, Cook und andern Werken, vorzüglich benutzte, sah ich mich sehr oft verlassen; indeß wollte ich doch auch durch bloße Phantasie-Bilder der Glaubwürdigkeit meiner Arbeit nicht

schaden. Ich sah mich daher genöthiget, mich an das zu halten, was ich wirklich haben konnte; und manches andere, was mir sonst vorzüglicher geschienen hätte, zurück zu lassen *).

Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß ich dessen ungeachtet nicht alles liefern durfte, was ich im Stande gewesen wäre zu geben, weil ich mir gewisse Grenzen gesteckt hatte, und die Anzahl korpulenter Kinderschriften nicht vermehren wollte. Ueber manche Länder und Völker hatte ich einen Ueberfluß von Hülfsmitteln, z. B. über die Westküste von Afrika; bei andern hingegen, z. B. über die östliche Küste von Afrika, fehlte es mir ganz an Abbildungen.

Die Besitzer der Kleinen Völker-Gallerie werden sich erinnern, daß die dazu gehörigen Kupfer schon vor dem Texte existirten; bei diesem zweiten Theil aber mußten sie erst besonders gezeichnet werden. Da nun das Format der Schellenberg'schen Abbildungen etwas klein schien, so

---

*) Man findet daher auch auf Tab. XI. Fig. 22. und Tab. XII. Fig. 23. Abbildungen der Europäer in Peru und Chili, anstatt Vorstellungen der Landes-Eingebohrnen.

wurde hier ein größeres gewählt, und dagegen lieber zwei Vorstellungen auf ein Blatt zusammengruppirt, so daß also auf weniger Blättern eine gleiche Zahl Figuren, wie in der Völker-Gallerie, größer und deutlicher geliefert werden konnte.

Hierdurch entstand aber zwischen dem ersten und zweiten Theil eine kleine Ungleichheit, welche bei dem Verleger den Wunsch erregte, letzteren auch als ein besonderes Werkchen zu verkaufen; und dieß fand nun desto weniger Anstand, da die Materien keinen Zusammenhang unter einander hatten, und bei besondern Veranlassungen auf die Völkergallerie verwiesen werden konnte. Er fügte daher dem Buch einen doppelten Titel bei, so daß die Käufer nach Gutbefinden Gebrauch von diesem oder jenem machen können.

Ueber den Ton meiner Erzählung habe ich mich schon in der Vorrede zur Völker-Gallerie gerechtfertiget. Er ist in dem vorliegenden Werkchen sich gleich geblieben. Mit Kindern muß in dem Geiste der Kindheit gesprochen, der kalte Ernst durch muntern Scherz aufgeheitert, und die Lust zu lesen oder zu hören in Athem erhalten werden. Das vornehmste Bestreben eines Schriftstellers sollte doch immer dahin gehen, das Pub-

likum, für welches er schreibt, an sein Buch zu fesseln, und bei dem Leser den Muth zu erhalten, ihm bis ans Ende zu folgen. Wie viele Verfasser von Kinderschriften verlieren aber dieses Ziel aus den Augen! Sie behandeln Knaben wie Männer, und öfters bleiben deswegen ihre Bücher, bei allem Guten, was sie sonst enthalten mögen, ungelesen liegen.

Ich bitte daher um billige Beurtheilung einiger unschuldiger Schwänke, welche ich hier und da eingemischt habe, und um Gnade für meinen kleinen Franzosen, den ich unter meinen Kindern aufführe, weil er sich wirklich in meiner Familie befindet. Tous les genres sont bons, sagt irgendwo Voltaire, excepté le genre ennuyeux!

Der Herausgeber.

Inhalt.

Einleitung - - - - Seite 1

Erster Abend.

Die Jaloffen, eine afrikanische Nation. Tab. I. Fig. 1. - - - 7

Zweiter Abend.

Die Jaggas oder Schagga, eine Nation im südlichen Afrika. Tab. I. Fig. 2. - 19

Dritter Abend.

Die Araber, eine Nation im südlichen Asien. Tab. II. Fig. 3. - - - 27

Vierter Abend.

Die Perser, eine asiatische Nation. Tab. II. Fig. 4. - - - 42

Fünfter Abend.

Die Malabaren, eine ostindische Nation. Tab. III. Fig. 5. und 6. - - 53

Seite

Sechster Abend.

Die Cingalesen, oder Bewohner der Insel Ceylan in Vorder-Indien. Tab. IV. Fig. 7. 72

Siebenter Abend.

Die Bewohner der Insel Sumatra in Ostindien. Tab. IV. Fig. 8. König von Atschin auf Sumatra. - - - 86

Achter Abend.

Die Alfóresen, eine Nation auf der molukkischen Insel Ceram in Ostindien. Tab. V. Fig. 9. - - - - 99

Neunter Abend.

Eine Bewohnerin von Ternate, einer von den molukkischen Inseln. Tab. V. Fig. 10. 109

Zehnter Abend.

Die Siamesen, eine Nation in Hinter-Indien. Tab. VI. Fig. 11. - - - 115

Eilfter Abend.

Die Tunquinesen, eine Nation in Hinter-Indien. Tab. VI. Fig. 12. - - - 130

Zwölfter Abend.

Die Japaner, eine asiatische Nation. Tab. VII. Fig. 13. - - - 143

Seite

Dreizehnter Abend.

Die Bewohner von Tibet, eine asiatische Nation. Tab. VII. Fig. 14. - - 154

Vierzehnter Abend.

Die Kirgisen, eine tartarische Nation. Tab. VIII. Fig. 15. - - - - 162

Funfzehnter Abend.

Die Usbecker Tartaren, eine Nation am kaspischen Meere. Tab. VIII. Fig. 16. - 175

Sechszehnter Abend.

Die Wotjaken, eine Nation im innern Asien. Tab. IX. Fig. 17. - - - 182

Siebenzehnter Abend.

Die Tschuktschen, eine Nation im nordöstlichen Sibirien. Tab. IX. Fig. 18. - - 191

Achtzehnter Abend.

Die Finnen, eine Nord-Europäische Nation. Tab. X. Fig. 19. - - - 198

Neunzehnter Abend.

Die Isländer, eine Nord-Europäische Nation. Tab. X. Fig. 20. Eine isländische Dame - - - - - 205

Zwanzigster Abend.

Die Guianer, eine Nation in Südamerika. Tab. XI. Fig. 21. - - - 217

Ein und zwanzigster Abend.

Die Peruaner, eine Nation in Süd-Amerika. Tab. XI. Fig. 22. - - - 228

Zwei und zwanzigster Abend.

Die Peruaner. (Fortsetzung.) - - 238

Drei und zwanzigster Abend.

Die Chilesen, eine Nation in Süd-Amerika. Tab. XII. Fig. 23. - - - 248

Vier und zwanzigster Abend.

Die Bewohner von Otaheite, einer Insel in Australien. Tab. XII. Fig. 24. - - 255

In

In einer namhaften fränkischen Stadt lebte ein Vater, dessen süßestes Geschäft die Erziehung seiner Kinder war. Er hatte zwei Söhne und zwei Töchter; ihre Namen waren: Ludwig, Karl, Lottchen und Julchen.

Ludwig war erst neun Jahr alt; Julchen zehn und Lottchen zwölf. Noch älter war Karl, denn dieser hatte bereits das väterliche Haus verlassen, um die Goldarbeiterkunst in der französischen Schweiz unter einem berühmten Meister zu erlernen. Seine Stelle wurde bald durch einen jungen Genfer, Namens Jeannot, ersezt, der dem Vater zur Erziehung übergeben wurde.

Dieser Jeannot war ein wilder muthiger Junge, von etwas mehr als eilf Jahren. Er wußte bei seiner Ankunft kein Wort deutsch, und man hätte ihn in den ersten Zeiten in seinem Beiseyn verrathen und verkaufen können, ohne daß er etwas gemerkt hätte; allein nach weniger als einem Jahre verstand er alles, was gesprochen wurde, und wälschte selbst auf eine so komische Art, daß man sich hätte zu todt lachen mögen. Er ließ das gern geschehen und lachte mit; sonst aber erduldete er nicht leicht eine Be-

leidigung; er setzte sich bei allen seinen Kameraden durch seinen Muth in Respekt; ob sie klein oder groß waren, das war ihm einerlei; auch achtetete er es nicht, wenn er im Ringen mit dem einen oder dem andern den kürzern zog; er sprang auf, erneuerte den Kampf und ermüdete endlich seinen Gegner so sehr, daß dieser, ungeachtet seiner Ueberlegenheit, um schön Wetter bitten mußte.

Diese Aeußerungen eines gereizten jugendlichen Selbstgefühls sah der Vater nicht ungern, so lange Jeannot der beleidigte Theil war; nie aber gab er es zu, daß sein Zögling im Vertrauen auf seine Herzhaftigkeit Jemand zuerst beleidigte. So oft solches geschah, wurde er gedemüthiget. Gegen junge Frauenzimmer besonders durfte er sich nie eine Beleidigung erlauben, wenn er auch durch Spöttereien dazu gereizt worden war; denn es ist schimpflich für einen Jüngling, seine Kräfte an dem schwächern Geschlechte zu üben.

Lottchen war ein lebhaftes muthwilliges Mädchen zwischen zwölf und dreizehn Jahren; aber doch bei allen Neckereien, die sie sich gegen ihre Schwester, ihre Brüder und kleine Freundinnen erlaubte, ein gutmüthiges Geschöpf. Sie hatte natürlichen Verstand und manche schöne Anlagen; sie rechnete mit großer Fertigkeit, spielte hübsch Klavier, war gut bewandert in der Geo-

graphie, schrieb und sprach ganz artig französisch, und zeichnete sich noch von manchen andern Seiten, und insbesondere durch Thätigkeit in der Haushaltung, aus. — Nur Schade, daß sie etwas streitsüchtig, etwas unverträglich war, denn bei solchen Fehlern macht man sich auch bei einem guten Aeußerlichen gar selten in der Welt beliebt; Nachgiebigkeit, Gefälligkeit und Selbstverläugnung sind die Tugenden, womit man sich die meisten Freunde erwirbt.

Ihre Schwester Julchen war viel stiller. Sie zeichnete sich aus durch Liebe und Anhänglichkeit gegen ihre Aeltern, und insbesondere auch durch Arbeitsamkeit und anhaltenden Fleiß. Oft saß sie Tage lang bei ihrer Mutter und beschäftigte sich an ihrer Seite mit Sticken oder andern weiblichen Arbeiten, oder sie las ihr vor und unterhielt sich mit ihr. Bekam sie Verweise oder sonst eine Strafe, so ertrug sie solche mit Gelassenheit, und machte, ohne die mindeste Widerrede, ihrem Schmerz durch stille Thränen Luft; aus allen ihren Handlungen leuchtete Liebe gegen ihre Aeltern und Sanftmuth hervor. Die Folge davon war herzliche Gegenliebe, und deswegen nannte sie Lottchen auch nur spottweise das Muttertöchterchen. Ihr Fehler war indeß eine gewisse Trägheit. Lottchen besaß viel mehr Lebhaftigkeit und Thätigkeit.

Lottchens vertraute Freundin war Nettchen, ihre nahe Verwandte, die in derselben

Straße wohnte. Sie war viel gesezter als Lottchen, aber nicht so lebhaft, ob es ihr gleich auch nicht an Munterkeit und Frohsinn fehlte. Sie zeichnete sich aus durch ihre Geschicklichkeit im Sticken und andern weiblichen Arbeiten, besonders aber durch ihre unermüdete Beharrlichkeit, denn wenn sie sich vorgenommen hatte, ein Werk zu einer bestimmten Zeit zu vollenden, so blieb sie Tage lang darüber sitzen, und leistete indeß willig Verzicht auf alle Spaziergänge, Besuche und andere jungendliche Vergnügungen mit ihren Freundinnen. Eine schöne Tugend, die gar manchen jungen Mädchen zu wünschen wäre!

Ludwig wurde von seinen kleinen Freunden nur der Kopfmacher genannt, denn seine größte Lust war zeichnen und malen. Seine Aeltern konnten ihm daher keine größere Freude machen, als wenn sie ihn mit Kupferstichen oder Bilderbüchern beschenkten; auch verging selten ein Weihnachts- oder Geburtstag ohne ein solches Geschenk. Immer war der Vater beeifert, in der Wahl derselben das Nüzliche mit dem Angenehmen zu vereinigen. In dem vergangenen Jahr war Ludwig mit Abbildungen fremder Nationen erfreut worden; und der Vater hatte dieselben benuzt, seinen Kindern Abends täglich eine vergnügte Stunde durch mancherlei Erzählungen von den Sitten und Gebräuchen derselben zu machen, woran seine jungen Zuhörer keinen geringen Gefallen fanden. Da aber unser Erdball von einer gar

großen Menge verschiedener Nationen bewohnt wird, so blieb den Kindern noch gar manches zu wünschen übrig. Es hatte sich z. B. unter ihrer Sammlung kein Araber, kein Perser, kein Siamese, kein Japaner befunden, und sie vermißten noch eine Menge anderer Völker, die sie durch die Erdbeschreibung dem Namen nach hatten kennen gelernt.

Wie groß war also Ludwigs Freude, als sich dieses Jahr abermals unter seinen Christgeschenken eine Sammlung solcher Abbildungen befand! Die ganze Familie jubelte mit ihm darüber. O lieber Vater, schrieen die Kinder, nicht wahr, jezt erzählst du uns wieder, wie im vorigen Winter, ein Stündchen vor dem Abendessen! Ach, wie wir uns freuen! Und du, Nettchen, du kommst auch alle Abende zu uns herüber und hörst mit zu?

Qu'est-ce que c'est, qu'est-ce que c'est? schrie Jeannot; fais voir Louis, was ast du bekomm! Parbleu! was sind das für närrsche Gerl?

Das sind fremde Nationen, rief Ludwig; siehst du, hier ein Jaloffe, und da ein Malabare, und dort ein Japaner. O das wird eine Lust seyn, wenn der Vater uns alle Abende erzählt. Wenn fängst du denn an, bestes Väterchen? Nicht wahr, noch heute, oder doch wenigstens morgen?

Morgen? Nun, es mag seyn! sprach der Vater. Stellt euch nur alle bestimmt eine Stunde vor dem Abendessen ein. Wir machen den Anfang mit den Afrikanern und gehen dann zu den Asiaten, den Nord-Europäern, den Amerikanern und Australiern über; und alle Abende erzähle ich euch von einer andern Nation.

O danke, danke, liebes Väterchen! schrieen alle Kinder. Und kaum war es den folgenden Tag Abend geworden, so wurden schon Tisch und Stühle in Ordnung gebracht, Nettchen herbei geholt und alle Anstalten zur Bequemlichkeit des Vaters gemacht. Das eine holte seinen Schlafrock herbei, das andere rückte den Armstuhl zum Ofen; Ludwig erwartete ihn mit dem Stiefelzieher und den Pantoffeln an der Thür; und kaum trat er zum Zimmer herein, so fielen alle über ihn her, halfen ihn auskleiden, legten ihm den Schlafrock an, und trippelten mit der größten Geschäftigkeit um ihn herum, bis er endlich auf seinem Throne saß. Dann lagerten sie sich sämtlich nahe am Ofen auf Stühlen um ihn her, und harrten begierig der Dinge, die da kommen sollten.

Erster Abend.

Die Jaloffen.

Eine Afrikanische Nation.

Tab. I. Fig. 1.

Unsere erste Reise, hub der Vater an, geht heute ins heiße Afrika; aber nicht so weit wie das vorige Jahr, nicht bis zum Vorgebirge der guten Hofnung, sondern nur bis nach Senegambien. Habt ihr die Karte bei der Hand! Soll ich euch zeigen, wo Senegambien liegt?

Alle. O das wissen wir schon; es liegt auf der westlichen Küste von Afrika. Erst kommt Fez und Marokko, dann die Wüste Sahara, dann Senegambien.

Vater. Ganz recht; aber gebt mir dessen ungeachtet die Karte. Seht ihr hier das grüne Vorgebirge? Seht ihr den Senegal und den Gambiafluß? — Ja! — Nun gut, zwischen diesen beiden Flüssen wohnen die schwarzen und schönen aber diebischen Jaloffen.

Jeannot. Diebisch, veut dire voleur?

Julchen. Was stehlen sie denn?

Vater. Was sie ertappen können, sogar Menschen stehlen sie.

Ludwig. Und was thun sie denn mit ihnen? Sie müssen sie ja füttern, und dafür, sollte ich denken, würden sie sich schön bedanken.

Vater. Sie verkaufen sie als Sklaven an die Europäer, die sie ihnen gut bezahlen, und sie nach Amerika führen, wo die armen Leute lebenslang in den Zuckerfabriken arbeiten müssen, und keine Hofnung mehr haben, ihr liebes Vaterland wieder zu sehen. Da ist selten ein Kind vor seinem Nachbar sicher. Wird es von einem versoffenen Jaloffen in einem Wald, auf der Straße oder auf dem Felde angetroffen, wo er es unbemerkt mausen kann, so wird das arme Geschöpf fortgeführt und kommt seinen Aeltern nie wieder unter die Augen. Was das für ein Jammer ist, könnt ihr euch leicht denken. Vater und Mutter suchen vergeblich ihre Kinderchen; vergeblich schreien die Kinder nach ihren Aeltern; sie werden unter hundert andern Sklaven in ein Schiff gepackt, und ihr Schreien wird von dem barbarischen Sklavenvogt mit einer großen Peitsche beantwortet.

Nettchen. Nun da bin ich froh, daß ich nicht in dem Jaloffenlande lebe. Hu! mir schaudert die Haut.

Jeannot. Wenn man aber entdeckt, wer es hat gethan, was thut man der lumpige Gerl?

Vater. Was man ihm thut? Ei nun, man verkauft ihn auch als Sklaven. Was hilft das aber Aeltern und Kindern? Der König streicht das Geld ein, und überläßt jedes seinem Schicksal.

Zum Glücke scheinen nicht alle Jaloffen ihre Kinder so gar zärtlich zu lieben, denn man hat Beispiele von Vätern, die ihre eigene Söhne verhandelten; aber auch von Söhnen, die es ihren Vätern nicht besser machten. Einst kam in eine englische Faktorei, das heißt, an einen Ort an der Seeküste, wo die Engländer Handel treiben, ein alter Jaloffe mit seinem Sohn, den er Willens war zu verkaufen. Um ihn mit guter Manier zu den Europäern zu bringen, mußte der junge Mensch ihm einen Pack tragen, worin sich allerlei Waaren befanden, die der Alte vertauschen wollte. Der junge Mensch witterte aber vielleicht, was der Vater im Sinne hatte; und was that er? Er sezte seinen Pack nieder, schlich sich bei Seite und....

Lottchen. Lief davon?

Vater. Nein, sondern verkaufte selbst seinen Vater.

Julchen. Ach, das ist ja entsezlich, das müssen böse Menschen seyn!

Vater. Er erhielt aber bald seinen Lohn. Auf dem Rückweg begegnete ihm sein Hauptmann,

dem die Branntweinflaschen in die Augen stachen, die der junge Kerl eingehandelt hatte. Er sollte sagen, wo er sie her hätte, und da er nicht recht Bescheid zu geben wußte, nahm der Hauptmann sie ihm ab, führte ihn in die Faktorei zurück, verkaufte ihn auch und trank den Branntwein aus.

Alle. Das ist recht, das ist recht!

Vater. Es war beides unrecht. Er hätte sich bemühen sollen, den Vater wieder frei zu machen, und er that es nicht. Es war ihm mehr um den Branntwein, als um die Handhabung der Gerechtigkeit zu thun.

Lottchen. Trinken sie denn den Branntwein so gern?

Vater. Ach, für ihr Leben gern; und wenn sie welchen haben, dann pokuliren sie so lange fort, bis sie toll und voll sind. Er schmeckt ihnen viel besser, als ihr schwacher Palmwein, der zwar auch berauscht, aber viel langsamer. Ihr wißt doch, was der Palmwein ist?

Nettchen. Nicht wahr, der Saft, der aus dem Palmbaum fließt, wenn man einen Einschnitt darein macht? Du hast uns schon davon gesagt.

Vater. Richtig! Die Schwarzen verstehen noch nicht die Kunst, Branntwein zu brennen; sie müssen ihn also von den Europäern um einen

theuern Preis kaufen, und deswegen thun sie so kostbar damit. Es gibt nicht leicht eine gastfreiere Nation, als die Jaloffen. Nie lassen sie einen Fremden von sich gehen, ohne ihn zu speisen und zu tränken; oft behalten sie ihn sogar mehrere Tage nach einander, und bewirthen ihn mit allem, was sie Gutes haben; nur die Branntweinflasche verstecken sie sorgfältig vor ihm. Um keinen Preis würden sie ihr liebes Fläschchen hergeben. Der Schnaps geht ihnen über ihr Leben.

Julchen. Sind denn die Jaloffen reich, weil sie so gastfrei sind?

Vater. Nichts weniger. Sie sind meistens arme Teufel. Die reichsten unter ihnen haben vierzig bis funfzig Stück Rindvieh und ein Paar Pferde und Sklaven. Auch der Reichthum ihres Königs besteht aus nichts als Dromedaren, Rindern, Ziegen, Hirse und Früchten, und sein Pallast ist eine ärmliche Hütte.

Nettchen. Da werden aber seine Unterthanen nicht viel Respekt haben.

Vater. Du irrst dich; sie begegnen ihm mit der größten Demuth. Wenn einer mit dem Könige sprechen will, so wirft er sich gleich an der Thür mit dem Angesicht zur Erde nieder und streut Sand auf sein Haupt; dann rutscht er auf den

Knieen einige Schritte näher, wirft sich wieder mit dem Gesicht auf die Erde, und bestreut sich mit Sand. Wenn er endlich nahe genug ist, so bringt er immer auf den Knieen sein Anliegen vor; seine Majestät stellen sich aber, als ob sie nicht auf ihn merkten, sehen ihn nicht an, und beschäftigen sich indessen mit etwas anderem. Inzwischen geruhen sie doch, am Ende einige Worte fallen zu lassen, worauf der Supplikant zurück tritt und seinen Kittel wieder anzieht, denn ich habe vergessen, euch zu sagen, daß man sich splitternackt ausziehen muß, wenn man mit der schwarzen Majestät zu sprechen verlangt.

Jeannot. Was, wenn ich will bei ihm gehen, ich muß die Osen ausziehn?

Vater. Nein, mein Sohn, die Europäer machen nicht so viel Komplimente; seine Majestät verlangen es auch gar nicht. Sie reichen ihnen gnädig die Hand, und lassen sie neben sich auf ihren Polster setzen, rauchen eine Pfeife Tabak an ihrer Seite, und thun mit ihnen als wie mit ihres gleichen. Die erste Frage des Königs ist allemal, was der Fremde mitgebracht habe, und je ansehnlicher das Geschenk ist, desto liebreicher wird der Gast behandelt.

Julchen. Was kann man denn dem schwarzen Kerl mitbringen?

Vater. Ei nun, ein Paar Maas Branntwein, funfzehn oder zwanzig Stangen Eisen, einen Degen, einen Hut und dergleichen. Nichts ist ihm aber angenehmer als der Branntwein, und Seine Majestät geruhen gemeiniglich, sich gleich in der ersten Audienz darin toll und voll zu trinken. Auch sind sie so herablassend, den Europäern einen Gegenbesuch zu machen, wobei sie wieder beschenkt werden müssen. So oft sie kommen, erwarten sie neue Geschenke, und was man ihnen nicht freiwillig gibt, das bitten sie sich aus, oder borgen es und geben es nicht mehr zurück.

Da schickte einmal ein französischer Schiffskapitain, Namens Dancourt, einen Abgesandten an den König der Jaloffen. Der Herr Gesandte putzte sich mit seinen besten Kleidern, um desto grösseres Aufsehen bei Ihro Majestät zu machen. Er hatte auch das Glück, ganz vorzüglich zu gefallen, und der König fand so viel Vergnügen an seinem goldbordirten Rock, seiner Weste und seinem Hute, daß er ihn um die Erlaubniß bat, sämtliche Stücke ein wenig anprobiren zu dürfen. Der Gesandte machte ihm gern diese Freude, und wollte sich zu todt lachen, als er den schwarzen Prinzen mit Hut

und Tressenkleid ohne Hosen und Strümpfe parädiren sah. Ihre Majestät merkten aber bald selbst, daß noch etwas an ihrem Putze fehlte, und baten den Gesandten so dringend, ihnen den vollständigen Anzug anprobiren zu lassen, daß dieser den Bitten eines so großen Herrn nicht länger widerstehen konnte. Er gab Hosen, Schuhe und Strümpfe hin, und machte sogar den Kammerdiener bei Ihro Majestät, die sich besonders nicht recht in die Beinkleider finden konnten, und das Hintertheil vornen hinbrachten. Endlich gelang aber doch der Anzug, und alles stand dem König so gut, daß die Hofleute ein lautes Jubelgeschrei erhoben, der Franzose selbst mußte bekennen, daß die europäische Kleidung Ihro Majestät ungleich mehr puzte, als die Küh- und Elephantenschwänze und die Schafschellen, womit sie sich gewöhnlich behängten. Das größte Aufsehen aber machte der Staat des Königs bei seiner Leibwache, denn ihr müßt wissen, daß der Regent der Jaloffen stets fünfhundert Mann zu Fuß und einige zwanzig Reiter um seine Person hat, die vor seinem Pallaste paradiren müssen, so oft er Audienz gibt. Seine Majestät geruheten, sich ihnen mit einer langen Tabackspfeife in dem Munde in ihrem europäischen Putze zu zeigen, und ein lautes Vivat erschallte in die Luft.

Bis jezt hatte der ganze Auftritt dem Abgesandten viel Vergnügen gemacht: als er sich aber seine Kleider wieder ausbat, erklärte die Majestät, daß sie solche behalten und nimmermehr wieder herausgeben würde. Alle Bitten und Vorstellung des Franzosen waren vergeblich, und er hätte im blanken Hemde auf sein Schiff zurückkehren müssen, wenn er nicht zum guten Glück noch einen schlechtern Anzug bei sich gehabt hätte. Zu seiner Entschädigung befahl der König, ihm ein Paar Sklaven zu fangen; und sogleich ging ein Offizier mit einem Kommando Soldaten in das nächste Dorf, und nahm die ersten besten Einwohner weg, die ihm in die Hände fielen, und die nun ihr Leben in der Sklaverei zubringen mußten.

Jeannot. Verfluchte Majesté!

Vater. O diese kleinen Könige in Afrika machen es ihren Unterthanen noch ärger. Da erzählen die Reisenden von einem Könige der Jaloffen, der zum Spaß, wenn er auf einem Fluße fuhr, nach den Leuten, die ihn begegneten, mit Pfeilen schoß, und seine herzliche Freude daran hatte, wenn er einen traf, dieser auffuhr und sich in seinem Schmerz recht ungebärdig bezeugte. Auch plünderte er die Dörfer seiner Nachbarn, und führte die Bewohner als Sklaven weg, um seinen Branntwein damit zu bezahlen.

Nettchen. Lassen sich denn aber die Nachbarn das gefallen?

Vater. Ei sie machen es auch nicht besser, und daher entstehen unaufhörlich Kriege, in welchen man sich mit Säbeln, Wurfspießen und vergifteten Pfeilen anfällt, und sich entweder mordet oder zu Gefangenen macht. Der Friede folgt zwar schnell wieder auf solche Fehden; aber was hilft das die Gefangenen? Sie werden nie ausgewechselt, und alle werden an die Europäer als Sklaven verkauft.

Jeannot. Ainsi quand une colonne de trente ou de quarante mille hommes se trouve coupée ....

Vater. Deutsch! deutsch! Du meinst, es werden, wie in den europäischen Kriegen, Colonnen von 40,000 Mann abgeschnitten und zu Gefangenen gemacht? Aber nein, mein Sohn, die ganze Armee eines solchen Jaloffen Königs und anderer solcher kleinen Könige, ist gemeiniglich nicht stärker als 1500 Mann, und unter diesen befinden sich kaum 200 Mann Reiterei. Ihre Kriege sind bloße Streifereien, und ihre Schlachten bloße Scharmützel. Die Senegambier sind aber muthige Leute; sie fechten wie Löwen, und da sie ganz nackt, nur mit einem Stücke Leinwand um die

kenden zu Felde ziehen, und mit vergifteten Pfeilen schießen, so kommen immer auf beiden Seiten viele Menschen um.

Ludwig. Gehn sie denn auch zu Hause nackt?

Vater. Nein, mein Sohn! sie tragen weiße Kleider und Mützen, welche gegen ihre kohlschwarze Farbe gar wunderbar abstechen. Der Rock des Königs sieht aus, wie ein Chorhemd, das nicht weiter als bis auf die Kniee reicht *). Auf seinem Kopfe sizt eine wollene Mütze; nie trägt er Strümpfe, als wenn er reitet, und öfters hat er keine Beinkleider. — Die Jaloffen sollen übrigens recht schöne Leute und im Umgange ganz artig und höflich seyn; dabei aber sind sie äußerst unverschämt, boshaft, rachsüchtig, lügenhaft, falsch, gefräßig, versoffen und erbärmlich dumm.

Lottchen. Und dann werden sie keine Religion haben.

Vater. Ach ja, sie sind Muhamedaner; aber sie werden bei ihrem Mangel an Verstand auch sehr schlecht unterrichtet. Da ist mancher, der nicht herausbringen kann, daß zwei Mal zwei vier macht. Selten weiß einer, wie alt er ist, oder in welchem Monate oder in welcher Woche er

*) Ungefähr wie der in der Völkergallerie S. 18. abgebildete Guineische Neger.

lebt. Nur zum Stehlen fehlt es ihnen nicht an Verstand. Sie gebrauchen dazu ihre Zehen so geschickt als die Finger.

Julchen. Wie denn das?

Vater. Wenn sie z. B. eine Scheere oder ein Stück Eisen oder sonst etwas auf dem Boden liegen sehen, das ihnen ansteht, so thun sie gar nicht, als sie es bemerkten. Im Gegentheil, sie kehren dem Dinge den Rücken zu, und sprechen ganz unbefangen mit den Leuten, die zugegen sind. Dabei suchen sie aber der Sache, die sie stehlen wollen, immer näher zu kommen, und wenn sie solche mit dem Fuße spüren, packen sie sie mit den Zehen, beugen das Knie und heben den Fuß bis an den Gürtel auf. Jezt langen sie mit der Hand, gleich als ob sie etwas an ihrem Kleide zurecht machten, auf den Rücken, nehmen die gestohlne Sache aus den Zehen und schieben sie in den Sack. Wehe aber ihnen, wenn ein solcher Diebstahl entdeckt wird, denn er wird immer mit der Sklaverei bestraft.

Ungefähr so, wie die Jaloffen, sind die meisten andern Völkerschaften in Senegambien. Alle sind roh, ungebildet, grausam gegen ihre Feinde, und ihre Fürsten herrschen über sie mit tyrannischer Willkühr.

Zweiter Abend.

Die Jaggas oder Schagga.

Eine Nation im südlichen Afrika.

Tab. I. Fig. 2.

Heute, meine Kinder, führe ich euch weit von den Jaloffen weg zu den Jaggas, die beinahe vierhundert deutsche Meilen weiter südlich wohnen. Gebt mir einmal die Karte von Afrika. Seht ihr hier das Land Congo? Nun gut, an den östlichen Grenzen dieses Landes, also im Innern des südlichen Afrika, wohnen die Jaggas, die weit und breit umher schwärmen, und sich gegen die andern Völker dieser Gegend gar nicht nachbarlich verhalten, denn es ist ein faules Diebsgesindel, das nicht arbeiten mag, sondern sich lieber mit stehlen behilft. Wenn die Bewohner von Loango, Congo, Angola, Benguela und andern solchen Reichen mit vieler Mühe ihre Aecker angebaut haben, und nun mit Verlangen der Erndte entgegen sehen, so führt oft der Geyer einen Schwarm solcher verwünschter Jaggas daher, die ohne Umstände das Getraide einerndten, die schönsten Palmbäume umhauen, und noch überdies Menschen und Vieh fortführen. Was das alsdann für ein Jammer ist, könnt ihr leicht denken,

die armen geplünderten Leute haben nichts mehr zu leben, und müssen sich bis zum nächsten Jahr, wo es ihnen vielleicht nicht besser geht, elendiglich behelfen.

Lottchen. Verkaufen sie denn auch ihre Gefangenen, wie die Jaloffen?

Vater. Wenn sich Käufer dazu finden, allerdings. Sie wohnen aber nicht am Meere, und folglich haben sie auch keine so gute Gelegenheit dazu. Dabei gewinnen jedoch die armen Gefangenen nicht viel, denn die Reisenden versichern, daß sie von den abscheulichen Jaggas gebraten und gefressen werden.

Nettchen. Gott steh uns bei! In Afrika gibt es auch Menschenfresser? Ich glaubte nur in Amerika und in den Südländern würde Menschenfleisch gegessen?

Vater. Leider scheint auch in Afrika hier und da diese unmenschliche Gewohnheit im Schwange zu seyn. Junge Pursche aber sollen die Jaggas nicht leicht ermorden; sie ziehen sie lieber unter sich auf und brauchen sie als Soldaten. Aus den Mädchen aber machen sie ihre Weiber, und mancher Anführer unter ihnen hält sich eine ganze Heerde von mehr als vierzig oder funfzig. Wenn vielleicht eine von euch Lust hat, eine Jagga-Kö-

nigin zu werden, so dürft ihr es nur sagen. Ich habe Correspondenten in dem Königreich Congo, und ich kann euch eine gute Partie verschaffen, denn sie sollen die weißen Mädchen für ihr Leben gerne haben.

Ei großen Dank für die Ehre, schrieen Lottchen, Nettchen und Julchen; es verlangt keine von uns eine Königin zu werden; auch sind wir gar nicht lüstern nach Menschenbraten, sondern nehmen wohl gern mit gebratenen Hühnern oder Tauben vorlieb.

Vater. Wenn es nun aber ein schöner junger Prinz wäre, der seinen schwarzen Leib recht zierlich mit weiß- und rother Farbe zu bemalen wüßte, sich täglich mit frischem Menschenfett salbte und ein zierliches Stück Kupfer auf der Nase trüge, seinen Leib aber mit einem Gürtel von Straußeneiern umgürtete — —

Lotte. O das alles muß sich ganz allerliebst ausnehmen. Aber ich stehe für mein Herz.

Vater. Das beste ist, daß solche Prinzen auch der stolzen Europäerinnen entbehren können. Es fehlt ihnen deswegen doch nicht an Weibern, denen sie recht wohl gefallen, und die sich gern von ihnen als Aufwärterinnen gebrauchen lassen. Da trägt die eine seine Bogen und Pfeile, die

andere seine Trinkgefäße u. s. w., und so oft er trinkt, knieen sie alle nieder und singen und klopfen in die Hände. Um dabei ihren Männern besser zu gefallen, salben sie sich über und über mit Zibeth und frisiren ihre Haare hoch auf; auch reißen sie sich zwei von den obern und zwei von den untern Zähnen aus, weil sie finden, daß nichts einem galanten Weibchen schöner steht und vornehmer aussieht, als ein paar Zahnlücken. Deswegen sehen sie auch mit tiefer Verachtung auf diejenigen herab, die noch alle ihre Zähne haben, und lassen sie mit ihnen weder essen noch trinken. Das ist aber noch nicht ihr ganzer Staat, denn sie tragen auch schöne Seidenzeuge um den Leib; und Hals, Arme und Füße sind mit vielen Schnur-Küchelchen umwickelt. Die Männer hingegen machen nicht so viel Umstände bei ihrer Toilette. Sie gehen splitternackt, und ihr ganzer Puz ist ein Dolch, ein Paar Wurfspiesse und ein lederner Schild, wie ihr sie auf unserer Zeichnung abgebildet findet.

Julchen. Was trinken sie denn, wenn ihre Weiber sich so neben ihnen niederknieen und in die Hände klatschen! Doch kein Wasser?

Vater. Nein, aber Palmwein, wenn sie keinen Branntwein bekommen können. Und wißt ihr,

wie sie sich den Palmwein verschaffen? Sie nehmen sich nicht erst Zeit, den Baum anzuzapfen; sondern sie hauen ihn an der Wurzel nieder und machen viereckige Löcher in das Herz des Stammes und in den Gipfel. In diesen Löchern sammelt sich der Saft des Baumes, und sie können alle Morgen und Abende sechs und zwanzig Tage lang ein Quart (Maas) Wein herausnehmen. Alsdann aber vertrocknet und stirbt der Baum. Ich habe euch schon gesagt, daß sie weit und breit umher schwärmen; ihr könnt also leicht denken, was sie auf ihren Zügen für Schaden unter den Bäumen anrichten, denn immer hauen sie noch viel mehr nieder, als sie brauchen.

Wenn die Jaggas einen Krieg anfangen, so bringen sie erst ihren Götzen (denn sie sind Heiden) ein feierliches Opfer. Da setzt sich ihr Anführer des Morgens vor Sonnenaufgang mit großer Pracht auf einen Stuhl, und neben ihm stehen zwei Priester; rings umher aber vierzig oder funfzig Damen, jede mit einem Pferdeschwanz in der Hand, den sie singend hin- und herschwingen, wobei sie von großen Trommeln begleitet werden, die im Hintergrunde stehen. Vor dem Heerführer brennt ein großes Feuer, und an dem Feuer steht ein irdener Topf mit weißer Farbe.

Mitten unter dem Gesang der Frauen nähern sich jezt die Priester dem Topf, und bemalen mit der Farbe dem großen Jagga (so nennt man den Anführer) die Stirn, die Schläfe und die Brust, wobei sie eine Menge Gebete hermurmeln. Darauf geben sie ihm seine Kosengala oder Streitaxt in die Hand, und erinnern ihn, sie tapfer gegen seine Feinde zu gebrauchen. In dem Augenblicke wird ein Knabe vor ihn geführt, den er mit gräßlich verdrehten Augen auf einen Schlag maußtodt schlägt; dann kommen ein Paar Männer, (vermuthlich gefangene Feinde) die er ebenfalls mit einem gewaltigen Streich leblos zu seinen Füßen niederstreckt. Mit großen Freuden werden hierauf zehen Kühe geschlachtet und ihr Blut auf das Feuer gesprizt; die menschlichen Leichname aber werden gebraten und gefressen.

Lottchen. Hu! mir schaudert die Haut.

Vater. Die armen verblendeten Menschen glauben durch solche Opfer ihren Göttern zu gefallen und sich ihres Schutzes zu versichern. Sie glauben, der Sieg könne ihnen nun nicht fehlen, und ziehen daher mit dem größten Muthe zu Felde. Sobald sie den Feind erblicken, fallen sie sie ihn, in festem Vertrauen auf den Beistand ihrer Götter, mit einem gräßlichen Geschrei an, und

gemeiniglich erschrecken sie ihn dadurch so sehr, daß er bald die Flucht ergreift. Es wird alsdann ein fürchterliches Blutbad unter den Fliehenden angerichtet, und was nicht umkommt, das wird gefangen genommen und zur Sklaverei verurtheilt, oder nach und nach geschlachtet und gefressen.

Ludwig. Fressen sie denn auch ihre eigenen Todten?

Vater. Nein! sie begraben sie; aber auch hier beweisen sie sich als Unmenschen. Ist einer von ihnen in der Schlacht geblieben oder eines natürlichen Todes gestorben, so machen sie ein Grab und einen Siz für den Todten hinein, denn der Leichnam wird nicht, wie bei uns, gelegt, sondern gesezt. Dem Verstorbenen werden indessen die Haare sauber aufgepuzt, und sein Leib wird gewaschen und mit wohlriechenden Pulvern bestreut. Ist nun die Stunde der Beerdigung erschienen, so setzen ihn zwei Männer ins Grab, und zwei von seinen Weibern setzen sie neben ihn und begraben sie lebendig an seiner Seite. Damit sich aber die armen unglücklichen Geschöpfe nicht mit den Händen Luft machen können, zerbrechen sie ihnen zuvor die Arme. Nebst den Weibern wird gemeiniglich auch ihr bester Hausrath mit ihnen begraben, und in der Folge versammeln sich monatlich drei Tage lang die Ver-

wandten bei dem Grabe, klagen und gießen Ziegenblut und Palmwein auf den Grabhügel.

Julchen. O lieber Vater, erzähle uns nichts mehr von den abscheulichen Jaggas. Ich mag nichts weiter von ihnen hören. Das sind ja Unmenschen.

Jeannot. Hätte ich dir nur, du vermaledeit Jagga, ich wollte dir auk umbring.

Vater. Du wolltest also auch nicht besser seyn als solche Kanibalen? Sie sind unschuldig, Kinder! denn wer unter so grausamen Gebräuchen von Kindheit auf erzogen worden ist, dem kommen sie ganz natürlich vor. Glaubt mir, wenn ihr das Unglück gehabt hättet, unter den Jagga geboren zu werden, so würdet auch ihr eure Feinde schlachten und ohne Eckel von ihrem Fleische speisen; auch würdet ihr glauben, es sey nichts natürlicher, als daß nach dem Tode des Mannes einige von seinen Frauen lebendig mit ihm begraben und ihnen vorher die Arme zerbrochen werden. Dankt daher eurem Schöpfer täglich, daß er euch unter gebildeten Menschen geboren werden ließ, bei welchem ihr nie dergleichen Greuel zu sehen bekommt.

Dritter Abend.

Die Araber.

Eine Nation im südlichen Asien.

Tab. II. Fig. 3.

Wir setzen heute, von Afrika aus, über den arabischen Meerbusen, oder das Schilfmeer, oder das rothe Meer — (man nennt es bald so, bald so) — und landen in dem sandigen und gebirgigen Arabien. Hu, mir deucht ich wittere schon an seinem Schwefelgeruch den giftigen Wind Smum oder Samiel, der uns aus der Wüste entgegen weht! Werft euch mit dem Gesichte zur Erde nieder, ihr Kinder, oder hüllt euern Kopf in Tücher ein, sonst seyd ihr verlohren und müßt ohne Gnade ersticken. — Doch nein, ich irre mich, es weht dieser schädliche Wind nur in den heißesten Sommermonaten, wo in dem südlichen Arabien die Hitze so unerträglich ist, daß sich zwischen eilf Uhr Vormittags bis um drei Uhr Nachmittags nicht leicht Jemand im Freien sehen läßt. Man verschließt in dieser heißen Jahreszeit in den Dörfern und Städten Thüren und Fenster, und hält gemeiniglich ein Mittagsschläfchen in einem Zim-

mer unter der Erde, oder an einem andern kühlen Ort.

Wenn wir nun wirklich unsere Reise durch Arabien antretten, so wird es rathsam seyn, daß wir uns mit guten Pferden oder Kameelen, und besonders mit Feuergewehren versehen; denn ich muß euch sagen, daß die Beduinen, oder herumschweifenden Araber, ein Raubgesindel sind, vor dem kein Reisender sicher ist. Während man, ohne Arges zu ahnden, ganz ruhig auf der Straße einherzieht, rennt da queerfeldein ein solcher Sansfaçon daher, und schreit mit fürchterlicher Stimme: "Kleide dich aus, du Verfluchter! denn deines Vaters Schwester ist völlig entblößt." Man muß dann über Hals und Kopf vom Pferde springen, sich entkleiden, alles hingeben, was man hat, und es für ein Glück schätzen, wenn man nur ein Hemd oder ein Paar Unterhosen auf dem Leibe behalten darf. Ist man aber mit einer guten Flinte versehen, so werden die Araber nicht leicht einen Angriff wagen, denn sie fürchten sich ganz außerordentlich vor dem Schießgewehr. Nur darf man nicht zu voreilig losdrücken, denn wenn man unglücklicher Weise den Räuber verfehlt, so muß man ohne Gnade sterben. Läßt man sich aber geduldig von ihnen

ausplündern, so hat man keine andern Mißhandlungen zu besorgen.

Ludwig. Warum sagen sie denn aber, deines Vaters Schwester ist völlig entblößt?

Vater. Sie verstehen unter des Vaters Schwester ihre Frau; denn es wird bei den Arabern für unanständig gehalten, die Frau so geradehin zu nennen. Sie setzen ferner voraus, sie sey des Reisenden Vaters Schwester, weil sie sich so das Ansehen geben, als hielten sie ihn nur zu seiner Schuldigkeit an, eine nahe Verwandte zu unterstüzen.

Lottchen. Nun das ist schnurrig genug. Was soll denn nun aber der arme Reisende anfangen, wenn sie ihm gar nichts lassen? Er muß ja betteln oder verhungern?

Vater. Sie lassen ihm sein Pferd und seine Papiere; sein Pferd, weil sie dadurch verrathen werden könnten, seine Papiere, weil sie ihnen zu nichts nützen.

Jeannot. Le voilà donc nu à cheval avec un paquet de papiers à la main. Wozu kann das das elsen? Il va mourir de faim.

Vater. Ach, meine Kinder, ihr kennt die Araber nicht; sie ist die höflichste und gastfreieste Nation.

Nettchen. Wir haben so eben einen Beweis von ihrer Höflichkeit gehabt.

Vater. Sie sind Räuber auf der Straße und Wohlthäter der Reisenden in ihren Häusern und Zelten. Kommt da ein Fremder in ein Dorf, so darf er nur nach dem Menzil oder dem Haus für Gäste fragen; man führt ihn dann zu dem Scheikh oder dem Schulz des Dorfes, der ihm freundlich mit den Worten entgegen kommt: Salam Aleikum (Friede sey mit euch); worauf der Fremde antwortet: Aleikum Essalam (mit euch sey Friede). Der Scheikh heißt ihn sodann willkommen, und versichert, daß ihm der Reisende gar keine größere Ehre und kein größeres Vergnügen hätte erweisen können. Er führt ihn sogleich in die Gaststube, wo bald hernach Speisen in Ueberfluß erscheinen. Das Pferd aber wird zunächst an dieses Zimmer in einen Stall gestellt, und mit Gerste reichlich versorgt, denn die Pferde werden in Arabien nicht mit Haber, sondern mit Gerste gefüttert.

Julchen. Ich möchte doch wissen, womit sie ihre Gäste traktiren.

Vater. Wenn sie sich lange genug aufhalten können, mit recht gut zugerichtetem Rind- Schaf- oder Ziegenfleisch, oder mit gebratenen Hühnern,

auch mit Reis, Datteln, Butter, Honig und Brod, mit Milchspeisen und so weiter; hiezu kommt dann auch noch eine Schale excellenter Kaffee und eine gute Pfeife Tabak — denn ihr wißt ja, das Arabien das Vaterland des Kaffeebaums ist — und wenn sich der Reisende nicht viel daraus machen sollte, so setzen sie ihn Rahm, Butter und Honig zum Frühstück vor. In manchen Gegenden fehlt es auch gar nicht an Feigen, Rosinen, Aepfeln und Birnen.

Jeannot. Pardieu quel repas! Ah der Onik und die Figues sind gut.

Vater. Ich sage nicht, daß alles aufgesezt, sondern nur, daß unter solchen Speisen gewählt wird, um euch begreiflich zu machen, daß einem Reisenden wenig von dem abgeht, was er in europäischen Gasthöfen erwarten dürfe. Von Servietten, Löffeln, Messern und Gabeln wird aber bei den beduinischen Arabern nichts statuirt; alle Speisen, selbst die Suppen, müssen mit der Hand in den Mund gebracht werden.

Jeannot. Fi, fi! Quelle saloperie!

Lottchen. So viel ist uns aber doch nunmehr ganz klar, daß ein armer Geplünderter wenigstens nicht Hungers sterben darf. Gibt es denn in Arabien gar keine Gasthöfe?

Vater. In den Städten gibt es sogenannte Karawanserais, wo die Fremden einkehren; hier aber müssen sie sich selbst versorgen und auf ihre eigenen Kosten leben, wie bei uns. In den Dörfern hingegen und in den Lägern der räuberischen Beduinen haben sie keinen Heller Ausgabe; alles wird ihnen umsonst gereicht, und wenn sie ziehen, so werden sie mit tausend Segenswünschen für ihre Gesundheit und den glücklichen Fortgang ihrer Reise begleitet.

Nettchen. Vielleicht aber eine halbe Stunde darauf von ihren freundlichen Wirthen, die ihnen nacheilen, ausgeplündert, wenn es nicht schon vorher geschehen ist.

Vater. Nein! nie beleidigt der Araber einen Menschen, der Salz und Brod mit ihm gegessen hat; sein ärgster Feind sogar ist alsdann sicher vor ihm. Auch im Handel und Wandel ist der räuberische Beduine ehrlicher als mancher unter uns Christen. Er bezahlt gewissenhaft, was er kauft, und sucht nie den Kaufmann zu betrügen. Es halten sich daher auch viele Handelsleute aus Damaskus unter ihnen auf, die sie mit Tüchern, Zeugen, Socken, Schuhen, Sätteln, Zäumen versehen, und dagegen von den Arabern Vieh eintauschen, woran sie nicht wenig gewinnen.

Julchen. Sage uns doch aber nur, Vater, wie es möglich ist, in Arabien zu reisen, wenn man keinen Augenblick von Straßenräubern sicher ist.

Vater. Man reist da gemeiniglich in grossen Gesellschaften, damit man stark genug ist, den Angriffen der Beduinen zu widerstehen, und dabei versieht man sich, wie ich schon gesagt habe, mit guten Feuergewehren, vor welchen sich die Räuber fürchten. Dessen ungeachtet wird aber doch manche Karavane geplündert, und die Kaufleute zu armen Leuten gemacht. Dafür sind hingegen auch die Beduinen nie ihres Lebens sicher; sie machen sich durch ihre Räubereien alle Nationen zu Feinden, und werden daher auch von allen gehaßt und verfolgt. Nie leben sie in ihren Lagern ganz ruhig; sie stellen beständig Schildwachen aus, wie im Kriege, und halten sich nie länger als vierzehn Tage oder drei Wochen an einem Orte auf. Zu ihren Lagern wählen sie sich gemeiniglich Plätze, wo gute Weiden und Wasser für ihr Vieh sind; denn ihr Hauptgeschäfte ist die Viehzucht. Hier hausen sie unter Zelten von Wolle und Ziegenhaaren, und mit ihnen unter einer Decke leben ihre Füllen, Kälber, Lämmer, junge Ziegen und Hühner; das alte Vieh aber, als Ka-

meele, Ochsen, Pferde, Schafe, liegt zu allen Jahreszeiten unter freiem Himmel. Mann, Weib und Kinder schlafen auf der flachen Erde, und haben bloß einige Strohmatten und rauhe Schaf- oder Ziegenfelle unter sich. Ihre Emirs oder Fürsten hingegen haben Matrazen, Tapeten und Decken aller Art, zum Theil von Seide, oder von Baumwolle, mit Gold durchwirkt. Auch haben sie kostbare Polster von Sammet und Atlas, und die schönsten weißen Zeuge zu ihrer Bedeckung. Dabei fehlt es ihnen nicht an schönem andern Geräthe; der ganze Hausrath des gemeinen Mannes besteht aber aus nichts als einer Handmühle, einem Korbe, einer hölzernen Schale, ein Paar irdenen Töpfen, hölzernen oder kupfernen Schüsseln, und ein Paar Säcken, die ihnen statt der Schränke dienen. Das Lager der Beduinen wird gemeiniglich kreisförmig angelegt, und die Zelten des Emirs befinden sich in der Mitte. Sobald der Fürst sich schlafen gelegt hat, müssen alle Lichter und alle Feuer im Lager ausgelöscht werden, damit sie nicht von ihren Feinden entdeckt werden können. Von außen stellen sie dann, wie ich euch schon gesagt habe, zu noch größerer Sicherheit Schildwachen aus, und innen werden sie durch ihre Hunde bewacht. Wittern sie einen Feind, oder

soll, der Weide wegen, der Zug weiter gehen, so sind in Zeit von zwei Stunden alle Zelte abgebrochen, und nebst ihrem Hausrath auf Kameele und Dromedare gepackt. Die Männer setzen sich dann zu Pferd, die Weiber und Töchter der Emirs — die niemand ansehen darf — reiten sorgfältig verschleiert auf Maulthieren oder Kameelen, die gemeinen Weiber aber gehen ganz gemächlich zu Fuß und tragen ihre Kinder auf dem Rücken. — So ziehen sie umher, bis sie einen neuen Lagerplaz gefunden haben, dann sind beinahe mit eben derselben Geschwindigkeit ihre Zelten wieder aufgeschlagen. Sie ruhen hierauf einige Tage lang aus, waschen sich, kämmen ihren Bart, bestreichen ihn mit wohlriechenden Wasser, damit ihre Weiber sie lieber darauf küssen, und beschäftigen sich mit ihrer Toilette.

Nettchen. Mit dieser werden sie wohl bald fertig seyn?

Vater. Nicht so bald als du denkst. Du glaubst vielleicht, es gebe keine galante Herren unter den Arabern? allein da irrst du dich. Die Emirs besonders und ihre Familien, und die vornehmen Araber überhaupt, wovon ihr einen auf unserer Zeichnung Fig. 3. abgebildet sehet, machen keinen geringen Staat. Fürs erste tragen sie leinene Un-

terhosen, dann ein Hemd von feiner Leinwand, und über dem Hemd einen Kaftan — d. h. eine Weste aus rothem, blauem oder grünem Tuch oder Atlas, die mit einem ledernen mit Gold gestickten Gürtel um den Leib fest geschnallt wird. Uiber ihre Unterhosen tragen sie roth tuchene Beinkleider, an den Füßen Strümpfe mit gelbsafianenen Halbstiefeln oder Schuhen, und auf dem Kopf einen Turban, der aus einem Stück Nesseltuch besteht, welches sie um eine rothsammtene Mütze winden. Ueber den Rücken hängt dann noch ein Oberkleid oder Mantel, und wenn sie auf Streifereien ausreiten, so haben sie einen Säbel an der Seite und ein Messer in ihrem Gürtel.

Ihre Frauen sind beinahe eben so gekleidet; sie tragen wie die Männer Beinkleider, Hemden von Nesseltuch und weite Kaftane von den kostbarsten Zeugen, die bis auf den Boden hangen, unter denselben aber Kamisölchen von Goldstoff, Atlas, Sammt und dergleichen. Ihr Kopfputz besteht aus einer goldenen oder silbernen Mütze, ihre Fußkleidung aus safianenen Stiefeln, an den Ohren, am Halse und an den Fingern funkeln die kostbarsten Steine, und über ihrem Gesichte hängt stets, wenn sie ausgehen, ein dicker Schleier, damit sie von keiner Mannsperson gesehen werden

können, denn die Araber sind außerordentlich eifersüchtig, und können es durchaus nicht leiden, daß ihre Weiber und Töchter von jungen Herrn angegafft werden.

Julchen. Sind sie denn so schön, daß sie Ursache haben, eifersüchtig zu seyn?

Vater. Ja die Frauen und Töchter der vornehmen Araber sollen sehr schön, sehr weiß und sehr gut gewachsen seyn. Die gemeinen Araberinnen aber sind häßliche braune, von der Sonne verbrannte Gesichter, über welche aber doch der Herr Ehegemahl eben so sehr eifert, als ob sie wunder schön wären. Sie müßen daher ebenfalls so gut als vornehme Frauenzimmer beständig einen Schleier umwerfen, wenn Mannspersonen in der Nähe sind. Im übrigen aber machen sie wenig Staat. Schmutzige Hosen, ein schmutziges blaues Hemd mit einem ledernen Gürtel um den Leib, kastanienbraun gefärbte Arme und Füße, nebst einem Schmuck von bunten Glasperlen, machen das Kostum der gemeinen Araberinnen aus, und ihre Männer sind ungefähr in dem nämlichen Geschmack gekleidet.

Nach den Weibern liegt den Arabern nichts mehr als ihre Pferde am Herzen. Sie behaupten, daß ihre besten Racen in gerader Linie von den

Pferden des Königs Salomo abstammen, und beweisen es auch wirklich durch einen Stammbaum. Nie wird ein Pferd geboren, ohne daß ihm ein Geburtsbrief ausgestellt wird, ungefähr wie unsere Taufscheine; und solche Briefe werden auf das sorgfältigste aufbewahrt; denn wenn man ein Pferd verkaufen will, und man kann beweisen, daß es aus einer guten Familie herstammt, in welcher seit tausend oder zweitausend Jahren keine mésalliance vorkam, so lös't man immer ein Paar hundert Thaler mehr dafür, als für ein gemeines unadeliches Thier. Ein Pferd von guter Herkunft wird gern mit hundert bis hundert und funfzig Karolin bezahlt. Sie sind aber auch ihr Geld werth, denn in der ganzen Welt gibt es keine besseren Pferde; sie laufen, sobald sie nur im geringsten mit dem Sporn gekitzelt werden, mit einer solchen Schnelligkeit, daß dem Reiter Hören und Sehen vergeht, und dabei sind sie so gut abgerichtet, daß wenn der Mann stürzt, sie stille stehen bleiben, wie ein Lamm. Die Araber lösen zwar auch ein schönes Geld für ihre Töchter, aber so viel als ihre Pferde tragen ihnen selten die schönsten Mädchen ein.

Nettchen. Sie werden doch nicht ihre Töchter verkaufen?

Vater. Bei den asiatischen Nationen ist das gar nichts ungewöhnliches. Erinnert ihr euch nicht mehr, daß man auch bei den Bucharen, den Kalmücken, den Chinesen sich eine Frau kaufen muß, wenn man sich verheirathen will? Eben so ist es bei den Arabern. Da heißt es: willst du mir deine Tochter für funfzig Schafe, für sechs Kameele, für zwölf Kühe geben? Sagt nun der Vater nein, so handelt man mit ihm, und bietet ihm ein Schaf oder eine Kuh weiter, oder man sucht anderwärts wohlfeilere Waare zu bekommen. Wird man einig, so wird ein Tag zur Hochzeit anberaumt, eine Gasterei gehalten, und die Braut dem Bräutigam zugeführt, wenn er sie anders nicht erst erobern muß.

Die Kinder. Wie so denn erobern?

Vater. Das will euch erzählen. Es ist diese Sitte wenigstens an einigen Orten eingeführt. An dem Hochzeittag zieht der Bräutigam, mit seinen besten Kleidern angethan, unter Trompeten- und Paukenschall durch die Stadt, und ein ganzer Schwarm junger Hochzeitgäste, mit derben Knütteln bewafnet, folgt ihm nach. Nach mancherlei Umwegen kommt endlich der Zug vor dem Hause der Braut an, wo die Freundinnen der Verlobten den Herrn Bräutigam ebenfalls mit

Knütteln erwarten, und ihn durchaus nicht hinein lassen wollen. Er bittet sie auf das schönste, aber alles ist vergeblich. Es entsteht dann eine Scene wie in der Entführung aus dem Serail:

Wir geh'n hinein!
Ich schlage drein, ich schlage drein!

Er will sich mit Gewalt hinein drängen, aber ehe er sich's versieht, bekommt er eins auf das Dach; er setzt von neuem an und nun regnet es Schläge, und wenn seine Freunde sie nicht schnell und geschickt genug pariren, so wird er elendiglich zerbläut, ehe es ihm gelingt, bis in das Zimmer seiner Verlobten zu dringen. Ist er einmal da, so darf ihn niemand mehr etwas zu leide thun; im Gegentheil, er wird sorgsam verbunden, wenn er Wunden bekommen hat, und von der jungen Frau auf das beste getröstet. Er führt sie hierauf in Triumph nach Hause, und das Hochzeitfest endigt sich wie gewöhnlich mit einem Schmauß, bei welchem von den Frauenzimmern, die aber nie bei den Männern speisen dürfen, sehr viel geplaudert, gelacht und geschrieen wird; die Männer aber behalten stets, so lange sie nüchtern sind, ihre Ernsthaftigkeit, und rauchen gravitätisch ihre Pfeife Tabak Ob ihnen gleich als Muhamedanern der Wein verboten ist, so machen sie sich bei

solchen Gelegenheiten doch kein Gewissen, sich auch ein Räuschchen zu trinken, und dann flieht gar bald der Ernst von ihrer Stirn. Solche Fälle kommen aber selten vor. Selbst ihre Spiele sind ernsthaft, und sie wissen nichts weder von Würfeln noch Karten.

Ich habe euch, meine Kinder, anfangs viel von den Zelten und Lagern und der herumschweifenden Lebensart der Araber erzählt; dieß alles ist bloß von den Beduinen oder den herumschweifenden Hirtenvölkern zu verstehen, und ihr müßt ja nicht glauben, daß alle Araber auf solche Art leben; denn viele von ihnen wohnen in Dörfern und Städten, wo sie Ackerbau, Handwerke und Künste treiben, sich auch nebenher auf einige Wissenschaften legen. Diese angesessenen Araber nennt man Mohren. Ihre vornehmsten Städte sind Lachsa, Dschidda, Mekka, Medinah, Mokha, Beit et Fakch, Sanaa Maskat. Alle Häuser in diesen Städten sind oben flach, und sollen aussehen wie die viereckigten Pappdeckelschachteln der europäischen Frauenzimmer.

Vierter Abend.

Die Perser.

Eine Asiatische Nation.

Tab. II. Fig. 4.

Vater. Hab't ihr Lust, meine Kinder, heute mit mir über den persischen Meerbusen zu setzen, und eine Reise zu einem Volke zu machen, das an neun Himmel glaubt, und überzeugt ist, daß bei jeder Sternschnuppe der Teufel von den Engeln einen Schlag auf den Kopf bekommt, weil er sich mit Gewalt in den untern Himmel eindrängen will?

Kinder. Glauben das wirklich die Perser?

Vater. Ja allerdings! sie sehen in dem fallenden Stern nichts anders, als einen fallenden Teufel, der von dem Himmel herabpurzelt. Wahrscheinlich sind aber solche verkehrte Begriffe nur bei dem gemeinen Volke, ungefähr so wie bei unsern Bauersleuten, im Schwange; denn der bessere Theil der persischen Nation ist viel zu aufgeklärt, als daß er so etwas glauben könnte. Ihr müßt euch nämlich die Perser ja nicht als ein rohes un-

gebildetes Volk vorstellen, denn sie sind im Gegentheil eine der feinsten und gesittetsten Nationen, die sich vor allen Völkern Asiens durch Höflichkeit unter sich und gegen Fremde, auch durch gute Lebensart, Künste und Wissenschaften auszeichnen. Sie sind im Umgang äußerst artig und voll Complimente; wenn ihr einen Perser besucht, so wird er euch nicht nur mit der größten Freundlichkeit aufnehmen, und euch Tabak und Erfrischungen vorsetzen, sondern er wird euch auch sein Haus, und alles was er hat, zum Geschenke anbieten; dann aber versteht sich's, daß auf eurer Seite die gute Lebensart erfordert, sein Anerbieten auszuschlagen. Behält er euch vielleicht bei Tische, so wird euch Mittags freilich nichts als Milch, Brod und allerlei Früchte vorgesetzt; seyd ihr aber zum Abendessen eingeladen, so geht es schon um vieles flotter zu, denn Abends nach Sonnenuntergang halten die Perser ihre Hauptmahlzeit, und dann werden die auserlesensten Fleischspeisen vorgesezt. Ich rathe euch aber, daß ihr vor und nach dem Essen ja nicht das Waschen vergesset, denn an ungewaschenen Händen nehmen die Perser ein großes Aergerniß. Doch sie sind viel zu höflich, als daß sie euch nicht selbst durch einen Bedienten ein Waschbecken nebst einer Serviette zuschicken sollten. Bei

aller Attention der Perser wird es aber rathsam seyn, daß ihr euch zu Haus mit einem guten Besteck Löffel und Gabel versehet, denn sonst müßt ihr wahrhaftig, so wie bei den Arabern, mit den Fingern essen. Wie dem nun sey, so ist jeder Fremder, der mit ihnen vorlieb nehmen will, den Persern, ob sie gleich Muhamedaner sind, ein angenehmer Gast, und sie finden nicht das geringste Bedenken, ihn zur Tafel zu ziehen; dahingegen mancher türkische Grobian sich für verunreinigt hält, wenn ein Christenhund auch nur seine Kleider anrührt. Die Perser und Türken hassen sich aber auch ganz unglaublich, und wollen durchaus keine Gemeinschaft mit einander haben; sie verfolgen sich mit eben solcher Unvernunft, als vor Zeiten in Europa die Katholiken gegen die Protestanten wütheten, und umgekehrt. Was mich betrift, ich halte es mit den Persern; mir gefallen ihre sanfteren Sitten, und es freut mich, daß sie kein Bedenken finden, theils öffentlich, theils heimlich ihr gutes Gläschen Wein zu trinken, denn ich trinke mit. Ihr Opium aber lasse ich sie und die Türken allein käuen; denn ich will weder einen Wein- noch einen Opiumrausch. An den Persern freut mich auch dieß, daß sie alle Achtung für unsere Bibel, und zwar für das neue sowohl als für das

alte Testament haben. Sie glauben, es kommen ursprünglich alle unsere heiligen Bücher von Gott; nach und nach hätten aber die Herren Christen sich die Freiheit genommen, eine Menge Dinge einzuflicken, die anfangs nicht darin standen, und deswegen habe Gott den Engel Gabriel mit dem Koran vom Himmel herabgesandt, der ihrem Propheten Muhamed (als dem lezten unter den 525,000 Propheten, die schon unter den Menschen erschienen sind) eigenhändig übergeben worden sey. Sie sind daher auch fest überzeugt, daß vor dem jüngsten Tag noch die ganze Welt die Muhamedanische Religion annehmen wird. Bei der Auferstehung aber, glauben sie, nebst allen Muhamedanern, daß diejenigen am besten wegkommen werden, die pünktlich jeden Tag ihre fünf Gebete, Morgens vor Sonnenaufgang, Mittags, Nachmittags, Abends und Nachts vor dem Schlafengehen verrichtet, die Fasten Ramazan treulich beobachtet, und als brave Leute gelebt haben.

Lottchen. Das lezte glaube ich auch, ohne eine Muhamedanerin zu seyn. Was ist denn aber die Fasten Ramazan?

Vater. Ramazan ist der Name des neunten Monats im Jahre der Muhamedaner. In diesem heiligen Monate kam der Koran vom Himmel, und

da darf den ganzen Tag kein Gläubiger einen Bissen Brod essen oder einen Tropfen trinken, nicht einmal eine Pfeife Tabak rauchen. Nur vor Tagesanbruch und nach Sonnenuntergang dürfen sie Speise und Trank zu sich nehmen. Stirbt in diesem gesegneten Monate ein Gläubiger, so fährt er spornstreichs in das Paradies. Deswegen fangen auch vermuthlich fromme Personen ihren Ramazan um acht und mehrere Tage früher an als andere, und lassen ihn eine ganze Woche länger dauern. Verschiedene Nächte werden in demselben ganz im Gebet hingebracht, und dabei sind die Mullas oder Priester nicht wenig geschäftig. Dieß alles ist nun sehr lobenswerth; das aber gefällt mir nicht, daß sie sich bei ihrem Religionseifer auch dem Aberglauben so sehr überlassen. Da ist kein Perser, der sich nicht mit einem Talisman, das heißt, einem Mittel gegen die Tücke des Teufels oder der bösen Geister behängt. Und wißt ihr, worin diese Mittel bestehen? In einem Spruche aus dem Koran, der entweder auf Papier geschrieben, oder auf eine silberne Platte gestochen und um die Arme und andern Theile des Leibes gehängt wird. Mit einem solchen Talisman glauben sie der ganzen Hölle trotzen zu können. Nie unternimmt euch ein Perser eine Reise oder eine

andere wichtige Unternehmung, ohne vorher ein Wahrsagerbuch nachzuschlagen, und wird ihnen ein Kind geboren, so lassen viele es sich ein schönes Stück Geld kosten, um ihm das Horoscop stellen, das heißt, sich aus den Sternen wahrsagen zu lassen, ob es dem Kinde in seinem Leben wohl oder übel gehen wird, was ihm für Gefahren bevorstehen u. s. w. Manche massen sich auch an, mit gewissen Talismanen Skorpionen so zu bannen, daß sie nicht mehr stechen können, sie fassen sie alsdann dreist mit der Hand an, werden aber oft elendiglich von den giftigen Thierchen verwundet, und sind nachher doch nicht klüger.

Jeannot. C'est tout comme chez nous. Was glauben bei uns nik die alt Weib?

Vater. Da hast du recht. Kann man denn nicht ganze Bücher von dem Aberglauben und falschen Wahn des gemeinen Mannes unter uns schreiben? Und ach! das schlimmste ist, daß er allem Anscheine nach ewig herrschen wird, weil der gemeine Mann eine gar große Vorliebe für das Wunderbare hat.

Doch laßt den Persern ihre Talismane und ihre Zauberbücher und kommt mit mir in ihre Wohnungen, die meistens aus kleinen niedrigen Häusern von einem Stockwerk aus Backsteinen gebaut,

bestehen, die sich aber recht niedlich ausnehmen. Sie haben so wenig als in Arabien hohe Dächer, sondern sind oben flach gewölbt, und mit einer Gallerie umgeben, so daß man darauf spazieren und die Abendkühle genießen kann, denn auch in manchen Gegenden von Persien ist es ganz außerordentlich heiß; eben deßwegen ist auch in jedem Haus eine Badstube angelegt, die fleißig besucht wird, und die ganze Wohnung ist so eingerichtet, daß ungehindert die frische Luft durchziehen kann. In den Fensteröfnungen befinden sich keine Glasscheiben, wie bei uns, sondern bloße Gitter, die aber im Winter durch ölgetränktes Papier ersezt werden. Auf dem Boden des Zimmers sind mehr oder minder kostbare Teppiche ausgebreitet, auf welchen man barfuß herumgeht. An den Wänden aber liegen kleine viereckige Matratzen, mit prächtigen Decken, damit man sich darauf setzen kann, und hinter denselben sind Polster, sich anzulehnen; denn von Stühlen weiß man nichts in Persien, und man sizt da nie anders als mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen. Und eben so wenig hat man einen Begriff von einer Bettstelle oder einem Bette; man schläft da auf eine Matraze, deckt sich mit einer leichten Decke zu, und läßt nur den Kopf allein auf einem Kopfkissen

ruhen.

ruhen. Glaubt aber ja nicht, liebe Kinder, daß die Perser sich so gewöhnt haben, um sich abzuhärten. Nichts weniger, es gibt nicht leicht ein weichlicherers und üppigerers Volk. Sie jagen allenthalben nach Pracht und Bequemlichkeit, und es herrscht ein Luxus unter ihnen, von welchem ihr gar keine Vorstellung habt.

Von der Kleidung der Perser könnt ihr euch aus unserm Bilde einen Begriff machen. Wie gefällt euch dieser Anzug? Müßt ihr nicht zugeben, daß die persische Tracht sich recht gut ausnimmt, zumal bei großen, gut gewachsenen, schönen Personen, wie die Perser meistens sind. Sie sind nicht schwarz, wie die Hottentotten; nicht kupferfarben, wie die Amerikaner, sondern weiß, wie wir Europäer, und die Frauenzimmer besonders haben ausnehmend schöne Augen, die sie durch gewisse Mittel noch mehr zu verschönern suchen. Die Lieblingsfarbe der Perser ist grün. Die weibliche Kleidung ist von der männlichen wenig unterschieden, nur ist sie noch viel verschwenderischer und prächtiger. Auch die Frauenzimmer tragen Beinkleider, die ihnen bis auf die Knöchel herabhängen, und an den Füßen eine Art Halbstiefeln. Ihr Hemd ist vorne offen und mit Perlen besezt; über dem Kopf hängt ein Schleier bis über die Schul-

tern herab, und verdeckt ihren Juwelenreichen Kopfpuz und ihre Ohrengehänge; dagegen aber prangen sie an dem Halse und an den Armen mit goldenen und silbernen Ketten, mit Perlengehängen und Diamantschnüren, und immer sind bei den vornehmen Perserinnen die Stoffe ihrer Kleider von der reichsten Art. Ganz vorzüglichen Staat machen insbesondere — auch wenn sie nicht aus den besten Familien sind — die Bräute?

Julchen. Kauft man den auch bei den Persern die Weiber wie bei den Arabern?

Vater. Nein! aber der Bräutigam macht ihnen ansehnliche Geschenke vor der Hochzeit; er gibt ihnen z. B. zwei vollständige Anzüge von der besten Art, einen Ring, einen Spiegel und eine Summe baares Geld. Auch Teppiche, Matten, Polster, Lebensmittel und dergleichen muß der Herr Bräutigam herbeischaffen; die Braut aber bringt ihm nichts als ihre werthe Person zu, mit welcher er vorlieb nehmen muß. Man sezt sie an dem Hochzeittage, prächtig gekleidet, aber ganz, vom Kopfe bis zu den Füßen in einen roth musselinenen Schleier eingehüllt auf ein Pferd, das von einer ihrer Freundinnen geführt wird, vor ihr her aber zieht eine Bande Spielleute und Tänzerinnen, die Capriolen machen, daß es eine Lust ist; dann kom-

men die Geschenke des Herrn Bräutigams in offenen Kästen von Mannspersonen auf der Schulter getragen; ferner alle gebetenen Freunde und Verwandten der Verlobten, die jauchzen, schreien und einen entsezlichen Lärm machen. Auf diese folgt die Braut selbst, und neben ihr geht ein Mädchen, das ihr auf dem ganzen Weg einen Spiegel vorhält, damit sie sich zum leztenmal recht satt als Jungfrau darin beschauen kann; am Ende kommen nun alle Freundinnen und Verwandte weiblichen Geschlechts. So nähert sich der ganze Zug dem Hause des Bräutigams, dessen Aeltern ihre künftige Schwiegertochter freundlich an der Thür empfangen, und sämtliche Gäste die Treppe hinauf führen. Der Bräutigam begrüßt hier seine Braut mit einem tiefen Compliment, und umarmt sie. Nun sezt sich alles zu Tische. Der junge Herr Ehegemahl darf aber nicht, wie bei uns, an der Seite seiner Geliebten sitzen, denn es wird in Persien für ganz unschicklich gehalten, daß Herren und Damen an einerlei Tisch speisen. Jedem Geschlechte wird daher eine eigene Tafel eingeräumt, und der Bräutigam muß, nolens volens, bei alten Schnurrbärten aushalten, wenn er auch noch so gerne bei seiner Braut wäre.

Jeannot. Eirathen die Perser nur eine Frau?

Vater. Es sind ihnen mehrere erlaubt, sie begnügen sich aber gemeiniglich mit einer einzigen, von der sie sich aber auch können scheiden lassen, so bald sie wollen. In einem solchen Falle sind jedoch die kostbaren Brautgeschenke verloren, und die Männer bekommen keinen Heller zurück.

Werden Kinder aus der Ehe geboren, so gibt das Anlaß — nicht zu einer Kindtaufe, denn nur bei den Christen ist, wie ihr wißt, die Taufe im Gebrauch — aber zu einem ähnlichen Feste. Am dritten oder vierten Tage nach der Geburt werden nämlich wieder Tänzerinnen und Musikanten bestellt, und die Familie zusammen gebeten, damit dem Kinde feierlich ein Name beigelegt werde. An dem bestimmten Tage erscheint nun der Mulla (Priester) nimmt das neugeborne Kind auf den Arm und fragt die Mutter, wie es heißen soll? Die Mutter nennt ihm den Namen, und nun sagt der Mulla dem Kind denselben dreimal in das Ohr. Hörst du, Kleiner, spricht er, du sollst Abas heißen; merke dir das und vergiß mir ja deinen Namen nicht, und wirst du groß, so sey deinen Aeltern schön gehorsam, verehre den Koran und den Propheten, und führe dich so auf, daß deine

Aeltern Freude an dir erleben. — Allein dieser Ermahnungen ungeachtet, wird aus dem kleinen Menschen in der Folge oft ein großer Dieb oder ein Straßenräuber, dem der Richter zum Lohn für seine Verbrechen Nasen und Ohren abschneiden, oder den Bauch aufschlitzen und an den Galgen gebunden seinen Geist aufgeben läßt.

Jeannot. C'est tout comme chez nous. Verstehn sich von getaufte Spitzbuben, denn das Bauchaufschneid, und das Ohr ab, seyn nik Mode.

Fünfter Abend.

Die Malabaren.

Eine ostindische Nation.

Tab. III. Fig. 5. 6.

Heute, meine Kinder, habe ich Lust, mit euch eine Reise nach Vorder-Indien zu den Malabaren und den Hindus überhaupt zu machen. Erinnert ihr euch noch unserer Reise zu den Moguln oder Mongolen? Nun gut! die Hindus sind Nachbarn dieser Nation, und haben vieles mit ihnen gemein; nur sind sie keine Muhamedaner, sondern gutmüthige Heiden.

Nettchen. Sind sie denn auch so gut gekleidet als die Mongolen?

Vater. Allerdings! du solltest nur einen vornehmen Hindus sehen; die führen dir einen Staat, vor dem die größte Kleiderpracht der Europäer gar nichts ist. Fürs erste tragen sie einen langen Talar von Musselin, der bis zur Erde herabfällt und oft mit Gold und Silber durchwirkt ist, auf ihrem Kopfe sizt ein kostbarer Turban mit einem Bouquet oder einer Schnur von guten Perlen und Diamanten; an den Ohren hangen prächtige Ohrengehänge unten mit großen Rubinen, um die Arme sind reiche Armbänder, um den Leib ein Gürtel mit goldenen Franzen gewunden. Durch den dünnen Talar schimmern weite Beinkleider von gestreiftem Seidenzeuge, und über dem Talar tragen sie öfters noch einen Sagalatu; das heißt, ein Stück scharlachfarbenen reichen Zeug, der mit den weißen Unterkleidern herrlich absticht. Ihre Fußkleidung aber ist eine Art Pantoffeln mit aufgebogenen Spitzen. Ihr könnt nicht glauben, wie gut ein solcher Anzug kleidet, und wie erbärmlich sich dagegen unsere enge europäische Tracht ausnimmt. Auf unserm Kupfer aber ist nicht genau alles vorgestellt, wie ich es beschrieben habe, weil in Indien eben so, wie bei uns, die Kleidungen

bisweilen etwas von einander abweichen, das alles versteht sich aber nur von den vornehmen Malabaren *).

Der gemeine Mann hingegen macht desto weniger Staat. Ein Paar Ellen Leinwand, die er zwischen den Beinen durchzieht und um die Lenden windet, machen seine ganze Bedeckung aus. Unsere europäische Schneiderzunft würde in Hindostan Hunger sterben müssen. Selbst bei den Frauenzimmern würden sie nichts zu verdienen finden; denn sind sie arm, so begnügen sie sich ebenfalls mit einigen Ellen Musselin; und sind sie reich, so nehmen sie nur das Stück größer und feiner, oder sie wählen statt Musselin kostbare Seidenzeuge, die sie ein paarmal um den Leib, dann über die Brust und über den Kopf schlagen, und an der Seite herabhangen lassen. Solltet ihr wohl glauben, daß an einem solchen Frauenzimmeranzug keine einzige Nath zu finden ist, und daß er sich dessen ungeachtet ganz prächtig ausnimmt. Werft nur die Augen auf unsere Zeichnung, auf welcher eine indianische Prinzessin vorgestellt ist. — Hindostan ist also kein Land für Schneider, wohl aber

*) Die Abbildung der indischen Moguln siehe Völkergallerie Seite 97.

Goldarbeiter, Juwelier und andere solche Künstler; denn ihr könnt gar nicht glauben, was für eine Pracht in dergleichen Geschmeide unter den Hindus herrscht, und zwar bei dem gemeinen Volk so sehr als bei den Vornehmen. Da wird Schmuck auf Schmuck gehäuft; die Haare werden mit Perlen, Diamanten und Rubinen durchflochten, die Ohren und Nasen damit behangen, der Hals und die Arme damit umwunden. Wer keine wirklichen Edelsteine bezahlen kann, der nimmt dafür Glaskorallen.

Die Ohren der Frauenzimmer besonders sehen aus, wie eine Goldschmidts-Boutique. Sie machen sich ganz artige Löchelchen hinein, durch welche man bequem mit drei Fingern fahren kann, und hängen alle Kostbarkeiten daran, die sie nur aufbringen können. —

Lottchen. Wie ist es denn möglich, so große Löcher in die Ohren zu machen?

Vater. Das will ich dir sagen. Kaum sind die Kinder nicht mehr an der Mutter Brust, so sticht man ihnen schon, wie euch, ein kleines Loch durch die Ohren und zieht einen Drath durch, den man immer dicker und dicker nimmt. Ist auf solche Art das Loch hinlänglich erweitert, so schiebt man ein zusammengerolltes elastisches Palmblatt

hinein, das beständig strebt sich auszudehnen, und auf solche Art die Oeffnung im Ohr immer weiter aus einander zieht, bis sie endlich eine so ungeheure Größe erlangt.

Außer dem Hauptloch stechen sich aber die eiteln Hindus auch oben noch kleine Löchelchen, in welchen sie ebenfalls Ohrengehänge tragen. Man muß aber auch gestehen, daß nicht leicht der Puz eine Nation besser kleidet, als die Hindas; denn sie sollen viel besser gewachsen und schöner seyn, als die Europäer. Auch in der weisen Farbe stehen ihnen viele gar nicht nach, obgleich andere mehr kupferfarben oder auch erzfarben aussehen. Wenn nur nicht die galantesten Frauenzimmer die abscheuliche Gewohnheit hätten, sich über und über mit Safran einzuschmieren.

Nettchen. Nun das mache ich ihnen für meinen Theil nicht nach.

Vater. Sie finden aber doch, daß ihnen das allerliebst steht. Bei den Kindern machen sie übrigens mit dem Anzug nicht so viele Umstände. Knaben oder Mädchen lassen sie splitternackt umher laufen, bis in ihr zehntes Jahr, und dann erst geben sie ihnen ein handbreites Stück Leinwand zur allernothdürftigsten Bedeckung; und doch ist manches Mädchen in Hindostan im zehnten

Jahre schon eine Braut und im zwölften schon eine Frau.

Lottchen. Ich will nicht hoffen!

Vater. Nicht anders! Manches Mädchen wird schon in der Wiege an ihren künftigen Mann verkauft. Sobald eine Tochter verlobt ist, wird ihr ein Zeichen um den Hals gehängt, an welchem sogleich jedermann erkennt, daß sie Braut ist. Findet sich daher ein Vater mit vielen Töchtern gesegnet, so darf er sich freuen, denn er lös't viel Geld aus ihnen. Ihr aber, meine Liebchen, könnt euch Glück wünschen, daß ihr keine Indianerinnen seyd, denn in der ganzen Welt gibt es vielleicht nicht so viele unglückliche Ehen als in Hindostan. Viele Mädchen werden an Männer verhandelt, die schon ein Weib haben, da müssen nun die armen Dingerchen so lange warten, bis die erste Frau gestorben ist, und sollte der Mann noch so alt dabei werden. Oft geschieht es wohl gar, daß die erste Frau ihren Ehemahl überlebt, und dann darf seine junge Braut sich in ihrem Leben nicht mehr mit einem andern verheirathen. Das ist nun aber kein großes Unglück; viel schlimmer geht es ihnen, wenn sie wirklich einen Mann bekommen, denn alsdann sind die Schläge an der Tagesordnung, und um alles in der Welt wür-

den sich die Hindus das heilige Recht nicht nehmen lassen, ihre Weiber zu prügeln. Es hilft einem jungen Weibchen nichts, wenn sie ihrem Barbaren entläuft, und wieder zu ihren Eltern geht; der Mann hat sie einmal gekauft, und sobald er es verlangt, muß sie ihm zurückgegeben werden. Wie es aber der Armen nach ihrer Zurückkunft ergeht, könnt ihr euch leicht vorstellen. Und nicht nur von ihren Männern, sondern auch von ihren Kindern haben sie die schimpflichste Behandlung zu erfahren, zumal wenn es Stiefkinder sind. Sie müssen ihnen aufwarten, wie Mägde, und wenn der Vater nicht Zeit hat, seine Frau selbst zu prügeln, so gibt er seinem Sohne den Auftrag, der ihn sogleich nach besten Kräften erfüllt.

Nettchen. O die Unmenschen! da wollte ich mich doch lieber in meinem Leben nicht verheirathen.

Vater. Das würde nicht auf dich ankommen. Jedes Mädchen in Hindostan muß heirathen; und wenn sie mannbar wird, ohne verlobt zu seyn, welches eine entsezliche Schande ist, so sucht ihr der Vater mit der größten Aengstlichkeit einen Mann. Zuerst geht er zu seinen Brüdern, wenn sie noch nicht verheirathet sind, dann zu den Brüdern seiner Frau, dann zu ihren gemeinschaftlichen

Vettern, und bietet jedem sein Töchterchen an; findet sich aber in der Familie kein Mann für sie, so läßt er sie austrommeln.

Alle. Ach nein, das ist Ihr Ernst nicht.

Vater. Nicht anders, oder doch wenigstens auf eine solche Art ausbieten, die noch ärger als das Trommeln ist. Genug, es muß ein Mann her, er mag da kommen, woher er will, und aussehen, wie er mag. Ist er manierlich, badet er sich alle Tage, wie es dort gewöhnlich ist, führt er einen zierlichen Bart und Schnurrbart, und hält er es nicht für nöthig, seine Ehehälfte alle Tage zu schlagen, sondern nur alle acht oder vierzehn Tage ihre Zärtlichkeit aufzufrischen, wohl dann für die Braut. Findet sich aber, daß der Mann für nöthig hält, seine geliebte Gattin Tag für Tag mit einer Tracht Schläge zu regaliren, so muß sie sich es ebenfalls gefallen lassen.

Es ist wirklich Schade, daß die Hindus eine so häßliche Gewohnheit unter sich eingeführt haben; denn sie haben sonst viele gute Eigenschaften. Sie sind reinlich, genügsam, fleißig, kunstreich, ehrlich, gastfrei.

Ihre gewöhnliche Speise ist Reis in Wasser gekocht. Wollen sie besser schmaußen, als sonst, so stecken sie ein Stück stinkendes Fleisch hinein,

und thun Knoblauch und eine Citronenschale daran. Noch genügsamer beweisen sie sich auf ihren Reisen. Da kehren sie nicht alle Tage drei oder viermal in Wirthshäusern ein, wie wir Europäer, (denn in Indien gibt es gar keine Wirthshäuser, wie bei uns), sondern sie packen ein Pfund gekochten Reis in ein Tuch, und in einen Zipfel desselben eine Handvoll Salz. Sind sie nur acht oder zehn Stund lang gegangen, und sie kommen an einen Teich, so knüpfen sie ihr Tuch auf, nehmen eine Hand voll Reis heraus, streuen Salz darauf, begießen ihn mit Wasser, um ihn etwas zu verdünnen, und essen so aus der Hand so lange, bis sie satt sind; dann fällt es ihnen nicht mehr ein, in den nächsten vier und zwanzig Stunden mehr einige Speise zu sich zu nehmen. Ueberfällt sie unterwegs die Nacht, so finden sie überall ein Bette: unter einem Baum, hinter einer Hecke, in einem Graben; und sie schlafen da eben so sanft und sorgenlos, als wir in dem besten Gasthofe. Wird ihre Kleidung staubig, so ziehen sie sich aus, waschen sie an dem nächsten Wasser und trocknen sie auf dem Kopf, wobei sie immer ihre Reise fortsetzen.

Ueber die Geschicklichkeit der Hindus in allen Handarbeiten kann man sich nicht genug wundern,

wenn man bedenkt, was für schlechte Werkzeuge sie haben. Sie spinnen die feinste Baumwolle, und weben die zartesten Zeuge, die wir ihnen vergeblich nachzumachen suchen, und doch hat mancher Weber kein anderes Weberschiffchen, als einen Holzspan. Hat man ein Schloß oder sonst etwas von Eisen nöthig, so kommt der Schmidt mit seinem Blasebalg auf dem Rücken und seinen Hämmern und Zangen in der Hand zu den Leuten in das Haus, und schmiedet ihnen was sie nur wollen, eben so sauber und haltbar, als unsere Schlosser und Schmiede. Die Silberarbeiter machen die feinsten und künstlichsten Werke der Europäer mit einer solchen Genauigkeit nach, daß man sie nicht von einander unterscheiden kann; und so noch viele andere Professionisten. Aber Erfindungsgeist haben die guten Leute nicht; sie können nur nachahmen, nichts selbst erfinden; deswegen sind auch ihre Häuser und ihr Hausgeräthe noch eben so, wie sie vor tausend Jahren waren. Das kommt vielleicht auch daher, weil der Sohn immer wieder das Gewerbe seines Vaters treibt. Ist der Vater ein Tischler, so wird auch der Sohn ein Tischler; ist der Vater ein Schuster, so werden es auch alle seine Söhne. Sie sehen und lernen daher auch nichts neues, sondern bleiben im-

mer beim alten Schlendrian. — Niemand ist jedoch zum denken und lernen mehr aufgelegt, als eben diese Leute, und ihr würdet euch sehr irren, wenn ihr sie für dumm hieltet. Wer unter euch würde z. B. mit Rechenpfennigen eine Sonnenfinsterniß ausrechnen, oder bei stockfinsterer Nacht gleich an den Sternen sehen können, wie viel Uhr es ist? Und doch können dies sehr viele Hindus. Sie sind überhaupt vortreffliche Rechenmeister, und die schwersten Aufgaben auszurechnen brauchen sie weder Papier noch Schiefertafel, sondern bloß ihre Finger. Sie haben indessen nur ganz gemeine Schulen und wissen nichts von Erziehungsinstituten und dergleichen.

Unter andern guten Eigenschaften haben sie auch diese, daß sie nicht so gerne mit einander streiten, wie gewisse Leutchen, die um nichts einen langen Wortwechsel anfangen. Erzählt zum Beispiel einer, daß ein Haus abgebrannt ist, wovon ihm wirklich ein brennender Balken auf den den Kopf fiel, und der andere spricht: Mein Freund du irrst dich; es steht das Haus noch, ich habe es erst diesen Morgen gesehen, so antwortet der erste: Du kannst recht haben, und aller Streit hat ein Ende. Wenn man ihnen aber zumuthet, etwas ungereimtes zu glauben, dann werden sie

unwillig und sprechen: Nun es sey, wie dir beliebt, und damit ist wieder aller Wortwechsel abgebrochen.

Im Ganzen genommen, sind die Hindus ehrliche gute Menschen. Läge unser Garten in Hindostan, so würden wir nicht nöthig haben, unser Obst zu hüten; da würde uns Niemand die jungen Bäumchen ausgraben und die Zwiebeln und den Kohl stehlen. Kein Hindus verschließt sein Haus, wenn er ausgeht, er mag nun Jemand daheim lassen oder nicht; und es ist etwas unerhörtes, daß Jemand bestohlen würde. Läßt eine Person aus Versehen in einer Pagode (einem Tempel) ihr Sacktuch oder sonst etwas liegen, so kann sie versichert seyn, daß sie es den Tag darauf wieder an demselben Orte finden wird. In welcher Kirche dürfte man aber bei uns etwas dergleichen liegen lassen? Von der Art sind freilich nur die Hindus im Innern des Landes; denn an den Küsten, wo sie mit den Europäern Umgang haben, und nichts besseres sehen, sind sie eben so verstohlen wie diese.

Im Innern sind sie auch so gastfrei, daß sie ihren lezten Bissen mit dem Fremden theilen, der sie darum anspricht, besonders wenn er von ihrer Kaste ist.

Vater.

Nettchen. Was, wenn er aus ihrem Kasten isset?

Vater. Ich sage, wenn er von ihrer Kaste ist; das heißt, zu ihrem Stamm gehört, denn ihr müßt wissen, daß die Hindus sich in viele Stämme theilen, die wenig Gemeinschaft mit einander haben. Der vornehmste unter diesen Stämmen ist der Stamm oder die Kaste der Braminen; der schlechteste die Kaste der Paria. In der Mitte zwischen diesen beiden Kasten gibt es aber noch eine Menge andere, wovon immer diese besser ist als jene.

Wie sehr die armen Paria verachtet sind, ist gar nicht zu glauben. Da darf sich keiner unterstehen, einem Braminen in das Haus zu kommen, oder mit ihm in einerlei Tempel zu gehen; begegnet ihm einer auf der Straße, so muß der Paria ausweichen und die Hand vor den Mund halten, damit er ihn mit seinem Athem nicht verunreinige. Nicht einmal in einerlei Stadt oder Dorf dürfen sie mit den andern Hindus wohnen, sondern sie müssen sich ihre Häuser außen vor dem Orte bauen, wie bei uns die Abdecker. Sollten sie aber doch unglücklicher Weise in das Haus eines Braminen oder in eine Pagode gerathen, so müßte diese erst wieder durchaus geräuchert und

gereiniget werden. — Aber nicht nur den Paria begegnet man so verächtlich. Da speis't auch kein Hindus mit einem andern Hindus aus einer geringeren Kaste, und solcher Kasten sind vielleicht über zwanzig. Auch keine Frau heirathet man aus einer geringeren Kaste; nächstdem würden selbst die allergeringsten Hindus keinen Bissen von einer Speise genießen, die von einem Christen oder Türken zubereitet worden ist, denn diese halten sie für nicht viel besser als die Paria. Indessen erlauben sie doch, daß die Christen in ihre Häuser kommen; sie sind sogar so höflich und danken ihnen beim Weggehen für ihren Besuch; sobald aber der Fremde fort ist, holen sie einen Kübel Wasser herbei, und waschen den Plaz, auf dem er gesessen hat, sorgfältig ab.

Lottchen. Die machen es ja wahrhaftig noch ärger, als bei uns die Juden.

Vater. Du hast recht! sie übertreffen sie noch. Ueberhaupt haben sie viele Gebräuche, die an die jüdische Nation erinnern. So dürfen sie zum Beispiel kein Ochsen- und Kuhfleisch, so wie die Juden kein Schweinefleisch essen; und noch überdieß keine berauschende Getränke trinken, was doch unsern Hebräern erlaubt ist.

Jeannot. Wenn ik wär ein Indier, ma foi wir wollen seh'n, ob ik nicht essen von die Ochsen- und Kuhfleisch und trinken Wein. Je les enverrois tous se promener.

Vater. O lieber Jeannot, da würde dir's schlimm ergehen. Du würdest aus deiner Kaste ausgestoßen werden, und keine andere würde dich aufnehmen; du dürftest mit niemand mehr essen; dürftest dir kein Feuer schüren und kein Wasser schöpfen, und deine Wäsche nicht waschen lassen; niemand würde dich mehr ansehen, und du müßtest entweder vor Elend sterben oder schnell das Land verlassen.

Jeannot. Was! weil ik haben gegessen Rindfleisch! Ak les sacrées bêtes.

Vater. Ländlich, sittlich! Haben ja auch wir so manche thörichte Gebräuche. — Untersteht sich ein Hindus mit einem andern Hindus aus einer niedrigern Kaste zu essen, oder wohl gar seine Tochter zu heirathen, z. B. wenn ein Bramine die Tochter eines Schmidtes oder Maurers, die zu den Hammerkasten gerechnet werden, zu seiner Frau machte, so würde er von nun an nicht mehr zu seiner, sondern zu seiner Frau Kaste gehören.

Da war einmal ein indischer Fürst, der verliebte sich in ein Mädchen aus einer höhern Kaste

als die seinige, und hätte sie gar gerne geheirathet; allein ihre Aeltern wollten es nicht zugeben, weil sie sich für besser hielten als der Fürst, ob sie gleich nur seine Unterthanen waren. Was thut nun aber der Fürst? Er läßt die ganze Familie in seinen Pallast kommen, unter den Vorwand, er habe ihnen etwas zu eröffnen. Sie gehen getrost hin, kaum aber sind sie da, so läßt er alle Thüren von seinen Soldaten besetzen, und nöthigt sie mit ihm zu speißen. Von nun an war keiner mehr besser als der Fürst, und er konnte sich also ohne Anstand mit dem Mädchen verheirathen.

Lottchen. Das ist aber sonderbar; ich glaubte, alle vornehmen Leute seyen Braminen.

Vater. Nichts weniger. Oft sind die Braminen bloße Bedienten und Aufwärter der andern, ob sie sich gleich für viel edler halten, und um keinen Preis an ihrem Tische essen würden. Unter den Soldaten zumal wird gar keine Rücksicht auf die mehr oder minder edeln Kasten genommen. Oft ist da der Officier ein Paria und der Gemeine ein Bramine, der sich von dem Paria oft zehnmal des Tags erbärmlich muß durchprügeln lassen. Deßwegen bleibt aber doch jeder, was er ist, und um alles in der Welt würde der gemißhandelte Bramine keinen Bissen Brod mit seinem

Officiere essen, oder einen Fuß über seine Thürschwelle setzen.

Die Paria halten sich aber auch schadlos für die Verachtung, in der sie leben. Sie essen und trinken was sie wollen, und binden sich in keinem Stücke an die Gesetze der andern Kasten. Wollt ihr demnach Wein trinken oder Rindfleisch essen, so müßt ihr euch bei den Paria zu Gaste bitten; aber das sage ich euch: kein anderes Fleisch bekommt ihr, als von krepirten Ochsen oder Kühen, denn niemand darf da ein solches Thier umbringen. Wenn aber eines am Sterben ist, da solltet ihr sehen, wie zehn oder zwölf Paria schon mit ihren Messern um dasselbe herum stehen, und warten, bis es vollends den letzten Athem ausgeblasen hat; und wie sie es dann zermetzeln und jeder sein Stück fortschleppt. Sie scheuen sich sogar nicht, todte Thiere, die schon begraben sind, wieder auszuscharren und zu speisen. Im Ganzen genommen, sind sie äußerst unreinlich, und deswegen verdienen sie einigermaßen die Verachtung, in der sie leben; dessen ungeachtet verheirathen sie aber doch ihre Töchter häufig mit europäischen Officieren und Kaufleuten, denn unter den Paria trifft man die schönsten Mädchen an, ob sie gleich nicht so weiß sind wie die Braminen, sondern mehr erzfarben.

Julchen. Sind denn die Paria auch Heiden?

Vater. Es gibt einige Christen unter ihnen; im Ganzen aber verehren die Paria sowohl als die andern Hindus den Brama, den Witschnu und den Rutran. Diese drei Götter machen eine Art von Dreieinigkeit aus. Dabei haben sie aber noch eine Menge anderer Götzen und Götzenbilder, denen zu Ehren sie sich über und über mit Kuhmist beschmieren, oder sich in einen Kasten einsperren lassen, oder lange Reisen auf dem Rükken anstellen, oder auf dem Kopf stehen; alles zum Beweis der Reue über ihre Sünden. Die Götter segnen sie dafür, wie sie glauben, mit einem langen Leben; suchen sie aber doch auch mit allerlei Krankheiten heim, die zum Theil in Europa unbekannt sind; z. B. mit einem schrecklichen Aussatz, wobei diejenigen, die davon befallen werden, am ganzen Leibe schwarz- und weiße Flecken bekommen, wie auf einem Dambret. Dann sind die Hindus bösartigen Beulen, so groß wie eine Mannsfaust, unterworfen; dann Würmern, die in dem Fleische wachsen und Geschwülste verursachen, bis sie sich endlich mit dem Kopfe herausfressen. Wißt ihr aber, wie die Hindus sich alsdann von ihnen befreien? Sie ziehen sie heraus, so weit sie sich zie-

hen lassen, ohne abzureißen, und wickeln sie mit dem Kopfe um ein Röllchen Papier, das sie fest binden. Der Wurm, dem die Spannung wehe thut, schlupft noch weiter heraus; so wie aber der Patient das merkt, so wickelt er ihn auch weiter auf, bis er ihn nach und nach ganz heraus bekommt. Reißt aber unglücklicher Weise ein Trumm ab, so wächst der Wurm im Fleisch wieder aufs neue nach, und die Schmerzen dauern fort.

Die meisten Menschen sterben in Hindostan an der Ruhr. Ist dieser Fall eingetretten, so lassen die nächsten Verwandten einen Scheiterhaufen aufrichten und den Todten mit großem Gepränge verbrennen. Seine Gebeine aber sammeln sie, und schicken dieselben in den Ganges, denn der Ganges ist in Hindostan ein heiliger Fluß, und wessen Gebeine in demselben ruhen, der wird selig; noch seliger aber wird derjenige, der mit einem Kuhschwanz in der Hand stirbt; denn einem solchen Gerechten kommen im Paradies alle Heiligen entgegen, und führen ihn im Triumph dem Brama zu.

Lottchen. Merke dir das, Jeannot, ein so ausgelassener Junge, wie du, darf durchaus nicht anders, als mit dem Kuhschwanz in der Hand sterben.

Jeannot. J'en ai bien moirs besoin que vous, mademoiselle.

Vater. Silentium! War das nicht heute eine lange Erzählung! Ich bin ganz müde davon. Auf und zu Tische!

Alle Kinder. Zu Tische, zu Tische!

Sechster Abend.

Die Cingalesen
oder
Bewohner der Insel Ceylan in Vorderindien.

Tab. IV. Fig. 7.

Nun, meine Kinder, hub der Vater an, seyd ihr schon reisefertig? Wir haben heute eine Lustreise zur See, von der Küste Malabar nach der Insel Ceylon oder Ceylan zu machen, und ich sehe dort schon unsern Schiffer, der mit seinem kurzen Tabackspfeifchen in dem Mund und seinem Ruder in der Hand unser wartet. Ihr habt doch die Karte mitgebracht? Schön! Nun zeigt mir doch einmal, wo die Insel Ceylan liegt.

Alle. Hier, hier! unten an der südlichen Spitze von Vorderindien.

Vater. Getroffen! hier liegt die große und ansehnliche Insel Ceylan mit ihren köstlichen Zimmetbäumen, ihrem Kaffee, Pfeffer, Kardamomen, Edelsteinen und Elephanten.

Da hausen in dem nördlichen Theile die Wadassen oder Nachkommen der Urbewohner der Insel, und vertheidigen ihre Freiheit in unzugänglichen Gebirgen; im südlichen Theile aber wohnen die gesitteteren Cingalesen, vor denen ihr auf der Zeichnung Fig. 7. eine Abbildung seht.

Julchen. Was sie nicht für wunderbare Mützen haben. Was bedeuten denn die Hörner? sie sehen ja aus wie ein Paar Eselsohren?

Vater. Oder vielmehr wie Bischofshüte. Die edeln Cingalesen dürfen sich mit ihrem Staate gar wohl sehen lassen. Sie tragen eine Art Kamisol von weißer oder blauer Leinwand, und dann wieder ein Stück rothen Musselin um den Leib. An ihrer Seite hängt ein Messer in einer silbernen Scheide mit einem zierlich gearbeiteten Griffe. In der Hand tragen sie ein gemahltes Stöckchen und hinter ihnen her geht ein Bedienter in bloßem Kopfe mit langen Haaren, die ihm auf den Rücken herab fallen. In der Hand trägt er gemeiniglich einen Beutel und eine Büchse.

Nettchen. Was ist denn drinnen?

Vater. Ha, ha! Leckermaul! Ich merke schon, du witterst überzuckerten Anis oder andere Näschereien. Allein du irrst dich; in der Büchse ist nichts als Kalk und in dem Beutel Betel und Arakanüsse.

Lottchen. Was thun sie denn damit?

Vater. Was sie damit thun? Sie käuen den Betel zum Vergnügen, so wie wir zum Vergnügen Tabak rauchen oder schnupfen; und nach und nach wird er ihnen so unentbehrlich, daß sie lieber Fleisch und Kleider als ihren lieben Betel entbehren wollen. Ihr müßt wissen, daß der Betel das Blatt von einem Rankengewächse ist, das sich nicht nur auf der Insel Ceylon, sondern auf den meisten ostindischen Inseln und auf dem festen Lande wie Epheu um die Bäume windet. Die Betelblätter sind lang und spitzig. Wollen nun die Indianer ein solches Blatt käuen, so wickeln sie einige Schnitte Arekanuß hinein, und streuen Kalk darauf; das schmeckt ihnen nun ganz herrlich, und die Frauenzimmer insbesondere sind große Freundinnen davon, weil der Betel einen wohlriechenden Athem und schöne kohlschwarze Zähne macht.

Alle. Was, schwarze Zähne sind auf der Insel Ceylon eine Schönheit?

Vater. Nicht anders! Ein galantes Frauenzimmer würde sich da zu todt schämen, wenn sie weiße Zähne führen sollte. Je schwärzer, je schöner.

Lottchen. Das machen wir ihnen fürs erste nicht nach. Wenn aber die Arekanüsse gut wären— Kann man sie denn auch allein essen?

Vater. Das kann ich dir nicht sagen. Die Indianer essen sie wenigstens nie allein, sondern nehmen immer zugleich etwas Kalk mit in den Mund, wenn sie auch den Betel weglassen. — Die Arekanüsse wachsen klumpenweise auf den Bäumen, und vor hundert Jahren kosteten 20,000 nicht mehr als einen Thaler und 4000 Betelblätter bekam man für zwölf Kreuzer. — Doch ich bin da ganz von unserer Erzählung abgekommen. Ich wollte euch auch beschreiben, wie die Frauenzimmer gekleidet sind.

Sie tragen fürs erste über ihren andern Kleidern eine Art feines musselinenes Hemd, worauf Laubwerk und Blumen gestickt sind; an den Armen prangen sie mit silbernem Armgeschmeide, und alle Finger, sogar die Zähen an den Füßen, stecken voll Ringe; ihr Hals ist mit goldenen oder silbernen Ketten behängt, die bis auf die Brust herabfallen; den größten Staat aber machen sie

mit ihren Ohrenringen, denn ihr müßt wissen, daß sie sich auch, wie die Malabaren, ungeheuere Löcher in die Ohren machen, und alles daran hängen, was sie für schön halten. Ihre Haare salben sie mit Kokosöhl, damit sie recht glänzen, und über den Kopf und die Schultern werfen sie ein Stück geblümten oder gestreiften Seidenzeug, der ihnen ganz allerliebst stehen soll. Beinahe hätte ich vergessen, daß sie auch um den Leib einen oder zwei Gürtel von Silberstoff tragen.

Julchen. Und vermuthlich auch gestickte Schuhe und seidene Strümpfe.

Vater. Ach nein, sie tragen weder Schuhe noch Strümpfe, sondern gehen Jahr aus, Jahr ein, barfuß. Nur der Kaiser von Kandi allein hat das Recht, Strümpfe und Schuhe zu tragen. Die Insel Ceylan liegt unter einem sehr warmen Himmelsstrich, man kann daher auch der Fußkleidung gar wohl entbehren. Ihr müßt auch nicht glauben, daß alle Frauenzimmer dort so gekleidet sind, wie ich es beschrieben habe; nichts weniger! die meisten gehen nackt vom Kopf bis auf den Gürtel, und nur die Vornehmen bedecken sich auf die beschriebene Art. Sie mögen aber gekleidet seyn wie sie wollen, so gefallen sie; denn ihr könnt nicht glauben, wie schön und gut gebildet die Ein-

galesen sind; sie gleichen viel mehr den Europäern als andere indische Nationen. Dabei sind sie reinlich, sanft, höflich, gefällig, aber freilich nicht ohne Ausnahme, so wenig als die Europäer.

Die Cingalesen haben mit den Malabaren vieles gemein. Sie sind auch, wie die Hindus, in Kasten eingetheilt, die sich von einander abgesondert halten. In der ersten und vornehmsten Kaste sind die Hondrus, unter welcher sich der Kaiser seine vornehmsten Officiere und Staatsdiener wählt. Nach dieser kommt die Kaste der Goldschmiede, Mahler, Zeugschmiede und Zimmerleute, die alle in großer Achtung stehen; nach dieser die Barbier, dann die Töpfer, dann die Wäscher, dann die Weber. Wenn sich da ein Zimmermann unterstünde, eines Barbiers Tochter zu heirathen, oder nur an einem Tische mit ihr zu essen, so würde er mit der größten Verachtung angesehen und sogleich aus seiner Kaste ausgestoßen werden. Wollte ein Weber eines Korbmachers Tochter heirathen, so wäre das wieder eine Mésalliance, und eben so schimpflich wäre es für den Korbmacher, wenn er seine Tochter mit einem Elephantenwärter oder gar mit einem Taglöhner oder Soldaten vermählte. Den Europäern thun jedoch die Cingalesen die Ehre an, sie ihren Hondrus gleich zu

setzen, dahingegen die Malabaren sie unter die Parias rechnen.

Will sich ein Cingalese verheirathen, so muß er sich also nothwendig nach einem Weibchen aus seiner Kaste umsehen . . . .

Nettchen. Es werden doch aber nicht die Mädchen verkauft wie bei den Hindus?

Vater. Ich glaube nicht. Wenn sich aber ein Cingalese in dich verliebte; so würde er dir ein Geschenk machen, und sehen, ob du es annimmst. Nimmst du es an, so bist du von dem Augenblick an seine Frau, und du brauchst nicht weiter mit ihm getraut zu werden; nimmst du es aber nicht an, so ist das ein höflicher Korb, und er geht mit seinem Geschenk zu einer andern, die nicht so spröde ist. Das Mädchen braucht also weder Ja noch Nein zu sagen, und man versteht sie doch.

Lottchen. Und das versteht sich auch, daß von einem Unbekannten kein Geschenk angenommen wird.

Jeannot. Ma foi je ne vous enverrois point de présent.

Nettchen. Ach wie grob! Soll ich dir sagen, daß wir keines von dir annehmen würden?

Vater. Das war nun freilich ganz wider die französische Galanterie. Wenn man einem Frauenzimmer nichts als etwas unverbindlichs zu sagen hat, so ist es besser, mein Sohn, man schweigt ganz. Doch stille!

Nimmt die Tochter mit der Bewilligung ihres Vaters das Geschenk an, so gibt ihr der Vater Vieh, Sklaven und Geld zur Aussteuer. Gefällt ihr aber in der Folge der Mann nicht, oder behagt sie selbst nicht ihrem Herrn Ehegemal, so nimmt jedes das Vermögen zurück, das es mitgebracht hat, und die Ehe ist aufgehoben. Sind Kinder vorhanden, so nimmt der Mann die Söhne, und die Mutter behält die Töchter. Auf solche Art heirathet oft eine Frau fünf bis sechs Männer, bis sie einen findet, den sie behalten mag. Bisweilen heirathet sie auch oft zwei zugleich.

Alle. O ho!

Vater. Nicht anders! Zwei Brüder, die beisammen wohnen, können auch zusammen eine einzige Frau heirathen, und dagegen verlangt niemand etwas einzuwenden. Selten hat jedoch ein Mann zwei Frauen. Sie sind äußerst galant gegen das schöne Geschlecht, und um alles in der Welt würde ein Cingalese sich gegen Frauenzimmer

keine solche Unhöflichkeiten, wie Jeannot gegen euch, erlauben; doch ist es unter ihnen eine hergebrachte Gewohnheit, daß keine Dame, sie mag seyn von welchem Stande sie will, sich in Gegenwart des Mannes auf einen Stuhl niedersetzen darf.

Lottchen. Das scheint mir nun aber doch recht ungalant.

Vater. Der Landesgebrauch will es so haben. Viel größere Gewalt als über die Frauen üben die Männer über ihre Kinder aus. Sie dürfen sie verschenken, verkaufen, ihnen sogar das Leben nehmen, wenn sie ihnen zu viel sind, oder wenn sie solche sonst nicht leiden können. Wenn sie mit dem Kaiser von ihren Kindern sprechen, so sagen sie z. B. ich habe vier Hunde, ich habe sechs Hunde. Das thun sie aber bloß aus Respekt für ihren Regenten, vor dem sie sich nicht genug erniedrigen können. Auch wenn sie von sich selbst mit dem Fürsten reden, so sprechen sie, sie seyen seine getreuen Hunde.

Wäret ihr die Söhne und Töchter eines Cingalesen, so müßtet ihr euch das gefallen lassen; auch müßtet ihr zu eurer Mittagskost mit Reis in Wasser gekocht und mit ein wenig Salz und einer Citronenschale gewürzt vorlieb nehmen; denn Rindfleisch zu essen, verbietet ihnen die Religion.

Nettchen. Gibt es denn keine Hühner? Eine gute alte Henne ist mir so lieb als Rindfleisch.

Vater. O ja! Hühner genug, und sie sind dazu recht wohlfeil. Es war eine Zeit, wo man sechs Stück für sieben Kreuzer kaufte, und wo ein Schwein nicht mehr als einen Gulden, eine Ziege aber vierzig Kreuzer kostete. Dessen ungeachtet aber wird blutwenig Fleisch gegessen. Von Reis und Gemüse sind sie aber große Liebhaber. Das Gemüse bauen sie größtentheils selbst, denn der vornehmste Mann hält es für keine Schande, zu graben und in seinem eigenen Garten zu arbeiten; den Reis aber ehren sie so sehr, daß sie sogar gekochten Reis ihren Götzen opfern, denn die Eingalesen sind noch Götzendiener. — Ihr gewöhnliches Getränk ist das helle Wasser; und genießen sie ja Arrak, so geschieht es nicht nach- sondern vor dem Essen. Soll ich euch sagen, wie die Eingalesen trinken?

Alle. Nun, wie trinken sie denn?

Vater. Sie setzen das Glas nicht an den Mund, sondern halten es ein wenig davon entfernt, und gießen das Getränke langsam in den Schlund.

Lottchen. O lassen Sie uns einmal probiren, ob wir auch so trinken können. Dort steht ein Glas Wasser.

(Der Vater lächelt und läßt es geschehen. Lottchen will das Wasser in den Mund gießen, verfehlt ihn aber, und begießt sich den ganzen untern Theil des Gesichtes und die Brust. Alle Kinder lachen sie herzlich aus.)

Lottchen (nachdem sie lange an sich gepuzt hat). Auf solche Art könnte ich einmal für allemal nicht trinken. Wie machen es denn diese Leute, Vater, daß sie sich nicht begießen?

Vater. Ihre Gefäße werden vermuthlich eine Schnautze haben, und dein Glas hatte keine. Ueberdieß wird zu allen Dingen Uebung und Gewohnheit erfordert. — Durch lange Gewohuheit würdet ihr auch Affenfleisch mit den Eingelesen essen lernen; denn einen gut gebratenen Affen verschwähen sie keineswegs. Ob sie ihn aber gefüllt oder ungefüllt auf den Tisch setzen, ist mir unbekannt.

Nettchen. Das ist uns auch sehr gleichgültig; wir essen doch nicht mit ihnen.

Vater. Bei den Eingalesen dürfte sich keiner von euch unterstehen, sich mit ungewaschenen Händen an den Tisch zu setzen; Jedermann wäscht sich bei ihnen vor der Mahlzeit, denn sie sind außerordentliche Freunde der Reinlichkeit.

Julchen. Nun das ist aber schön von ihnen. Wie sind sie denn sonst im Umgang?

Vater. Ich habe es euch schon gesagt; recht artig und höflich. Sie sind nicht im geringsten steif gegen einander, und dabei sind sie die lustigsten Leute von der Welt. Da wird den ganzen Tag gesungen bis zum Schlafengehen, und wenn sie des Morgens aufstehen, singen sie wieder.

Jeannot. Vivent les Chingulais. Das gefallen mich, daß sie singen. Ce n'est pas comme chez nous où l'on est grondé dès qu'on ouvre la bouche pour chanter. S'entend ici, non à Genève.

Vater. Wir Deutsche singen nur im Konzert, oder in der Kirche, oder in den Bierhäusern, oder am Klavier; sonst aber statuiren wir so leicht keinen Gesang. Das bringen unsere Sitten so mit sich.

Jeannot. Die Sitten der Chingulais seyn besser; man muß sie imitir.

Vater. Weißt du aber auch, daß ihre Sitten es mit sich bringen, Fehler und Verbrechen außerordentlich strenge zu bestrafen? Hat da Jemand die Todesstrafe verwirkt, so nimmt man ihn nicht einmal so schnell als möglich das Leben, sondern man martert ihn vorher eine Weile; man reißt ihm mit glühenden Zangen ganze Stücke Fleisch

aus den Armen und Beinen; man bindet ihm die Arme um den Hals, und läßt ihn hungern, bis er sein eigenes Fleisch frißt; man spießt ihn nachher, oder man zerreißt ihn mit Pferden, oder man läßt ihn von Elephanten zertretten. Nun, Jeannot, wie gefallen dir diese Sitten und Gewohnheiten?

Jeannot. Ah les bourreaux! Aber wissen Sie, was ich denken? Der König werden seyn ein barbare. Un peuple qui chanté n'est pas féroce.

Vater. Du kannst recht haben, mein Sohn; ob wir gleich leider das Gegentheil zu erfahren hatten. — Doch alles, was ich euch bisher sagte, betrifft bloß die Eingalesen, die in dem Mittelpunkte der Insel Ceylan wohnen. Im nördlichen Theile hausen, wie gesagt, die halbwilden Wadassen, ein kriegerisches Volk, das beinahe ganz nackt geht, und nur einen schmalen Schurz um die Lenden trägt. Sie erscheinen nie ohne Bogen und Pfeile; ihre Nahrung ist Hirschfleisch, Milch und Früchte. Von ihren Nachbarn tauschen sie kupferne und gläserne Ringe, grobe Zeuge und dergleichen ein, und geben ihnen dafür Honig, Wachs, Häute, Eisen, Arakanüsse und andere Früchte.

So viel, meine Kinder, von der Insel Ceylan. Morgen setzen wir uns wieder zu Schiffe, und segeln hinüber zu der Insel Sumatra, in deren Nähe wir schon voriges Jahr gewesen sind. Erinnert ihr euch noch der Javaner *)?

Alle. Ach ja, sehr wohl! Es ist wahr, Java und Sumatra liegen ganz nahe beisammen, und von der Straße Sunda, welche beide Insel trennt, nennt man sie die Sunda-Inseln.

Vater. Ganz recht! Es gehören aber auch noch Celebes und Borneo dazu. — Doch genug für heute.

---

*) Siehe Völker-Gallerie für Kinder, Seite 85.

Siebenter Abend.

Die Bewohner der Insel Sumatra, in Ostindien.

Tab. IV. Fig. 8. stellt einen König von Atschin auf Sumatra vor.

Wir sind also seit gestern, nach einer glücklichen Schiffahrt, wohlbehalten auf Sumatra angekommen, und schon duftet mir aus der Ferne ein lieblicher Geruch von Pfeffer, Ingwer, Kampher und wohlriechenden Arzneikräutern entgegen. Auch sehe ich in der Ferne schon große Ballen Baumwolle, Indigo, Kaffee, Wachs, Elfenbein, und in dem Innern des Landes, habe ich mir sagen lassen, fehlt es auch nicht an Gold und Kupfer.

Wir landen hier an der nördlichen Spitze, wo das Königreich Atschin liegt, dessen König auf unserer Zeichnung Tab. IV. Fig. 8. vorgestellt ist. Ist es euch recht, so wollen wir uns eine Audienz bei ihm ausbitten lassen; aber das sage ich euch, mit leeren Händen darf keines von euch kommen; jedes muß ein Geschenk mitbringen, und je kostbarer es ist, desto angenehmer wird es

seyn, und desto freundlicher werdet ihr aufgenommen werden.

Nettchen. Was könnte man ihm denn so ungefähr bringen?

Vater. Was man ihm bringen könnte? Ein Paar prächtige Pistolen, einen Hirschfänger mit Gold eingelegt, einen großen schönen Spiegel und dergleichen.

Lottchen. So? Ich glaubte, er würde sich mit ein Paar Glaskorallen abfertigen lassen. Nein, nein! so viel Geld lasse ich mir es nicht kosten. Ein Paar Hemdknöpfchen, wenn er damit vorlieb nehmen will, sonst aber bekommt er wahrhaftig nichts.

Nettchen. Wird man denn gut bewirthet, wenn man ihm ein recht schönes Geschenk macht? Aber das sage ich Ihnen: Wir Mädchen machen ihm auf keinen Fall die Aufwartung; Jeannot aber wollen wir als Gesandten su ihm schicken.

Jeannot. Ist recht. Ich gehn zu ihm. Ich fürchten mir nicht.

Vater. Nun gut! sobald du im Pallast erscheinst, werden zwei Ceremonien-Meister kommen, dich bei der Hand nehmen und vor den Thron des Königs führen. Hier breitet man einen türkischen Teppich vor dir aus, und du setzest

dich mit kreuzweise über einander geschlagenen Füssen nach Landessitte darauf. Du mußt aber zuvor den König respektvoll grüßen, und das machst du so:

(Der Vater legt die Hände zusammen, fährt damit an die Stirne, und neigt sich mit dem Kopfe. Alle Kinder machen es ihm nach.)

Deinen Hut aber brauchst du nicht abzunehmen, sondern du behältst ihn auf dem Kopf, denn es ist da nicht Mode, sich zu entblößen. Der König wird sich alsdann in ein Gespräch mit dir einlassen, und einer von seinen Hofbedienten wird dir in einer goldenen Büchse, mit Smaragden besezt, Betel präsentiren lassen, denn du annimmst und käuest. Invitirt er dich zum Essen, wie das gewiß geschehen wird, wenn ihm deine Geschenke gefallen, so führt man dich in den Speisesaal, der ganz mit Teppichen belegt ist, und dann kommen dreißig Frauenzimmer, von denen jede ein bedecktes silbernes Gefäß mit Speise trägt, das sie auf den Teppichen niedersezt; über jedes Gefäß ist ein seidenes, mit Gold durchwirktes und mit Goldfransen besetztes Tuch gebreitet, das bis zur Erde herabhängt. Jetzt sezt man sich mit kreuzweise übereinander geschlagenen Füßen auf die Teppiche nieder; der Deckel von den Gefäßen wird

abgenommen, und aus jedem werden sechs goldene Schüsseln voll Konfekt, Fleisch und Gebackenes hervorgelangt. In andern Gefäßen ist Wasser und starke Getränke, von denen dir große Becher voll vorgesezt werden, die du ohne Gnade auf des Königs Gesundheit und auf einen Zug austrinken mußt.

Jeannnot. Desto besser!

Vater. Nach dem Essen kommen funfzehn oder zwanzig der schönsten Mädchen mit kleinen Trommeln in der Hand, und mit kostbaren Kleidern angethan, an denen alles von Gold und Juwelen funkelt, und machen Tafelmusik, wobei sie Gesänge zum Lobe des Königs anstimmen. Hierauf erscheinen zwei reizende Tänzerinnen, noch prächtiger gekleidet als die Sängerinnen, welche allerlei leichte und künstliche Tänze aufführen. — Das sage ich dir aber, Jeannot, daß du die Augen zudrückst, und dich nicht unterstehst, sie anzusehen, denn bei Todesstrafe ist es den Unterthanen des Königs und jedem Fremden verboten, dessen Weiber anzuschauen.

Jeannot. Wenn er nicht wollte, daß ich sie soll sehen, er würde sie nik lassen tanzen. Mach denn auch seine courtisans die Augen su?

Vater. Allerdings!

Jeannot. Der König von Atschin ist ein Dumm. Ich mag nicht gehen zu seiner audience. Diable m'enlève; il ne m'empêcheroit pas de regarder ses femmes.

Vater. Und das darfst du einmal nicht; besser also, wir lassen den König König seyn, und sehen uns lieber dafür ein wenig in seinem Königreich und bei seinen Unterthanen um.

Ihr müßt aber nicht glauben, daß die ganze Insel Sumatra dem König von Atschin gehört; nichts weniger: das Reich Palembang, auch auf Sumatra, hat seinen eigenen Regenten, und dann gibt es noch verschiedene kleine Reiche. Nächstdem haben auch die Engländer einen ansehnlichen Theil davon in Besiz, und treiben mit den Einwohnern einen bedeutenden Handel. Wie groß glaubt ihr wohl nach eurer Karte, daß die Insel Sumatra sey? Sie ist wenigstens so groß als England und Schottland zusammen genommen.

Lottchen. Es geht ja die Linie mitten durch; da muß es also ganz entsezlich warm seyn.

Vater. Allerdings! aber dessen ungeachtet sind die Einwohner beinahe so weiß wie wir, zumal die Frauenzimmer, welche der Sonnenhitze nicht viel ausgesetzt sind. Der großen Hitze wegen soll aber Sumatra ein sehr ungesundes Land

seyn, zumal zur Regenzeit; denn ihr müßt wissen, daß es im Monat Juni anfängt zu regnen, und fort regnet bis in den Monat October. Es brüllen dann die entsezlichsten Sturmwinde dazu; das ist aber noch ein Glück, denn wenn sie plözlich aufhören, so zieht die Sonne aus der ganz durchweichten Erde eine Menge so stinkender Dünste, daß tödliche Fieber daraus entstehen, welche die Europäer nach wenigen Tagen hinraffen, oder doch für ihr ganzes Leben elend machen, denn es bleiben ihnen schmerzhafte und schwer zu heilende Geschwülste. Den Eingebornen thut diese Witterung nicht so viel, weil sie solche schon von Jugend auf gewohnt sind. Indessen fürchten sie sich doch alle vor der Regenzeit.

Doch haben auch die starken Regengüsse wieder ihren großen Nutzen. Ihr müßt wissen, daß man auf der Insel Sumatra, so wie in Ostindien überhaupt, sehr viel Reis baut, weil er die Hauptnahrung der Einwohner, wie bei uns das Korn, ausmacht. Wie sollte aber Reis wachsen, wenn es nicht sehr viel regnete? denn die Felder müssen mit Wasser ganz überschwemmt seyn, wenn der Reis gedeihen soll. Mit Reis füttert man überdem die Elephanten, die Pferde, die Hühner, die Enten; die meisten Thiere leben da von

Reis. Also welch ein Unglück, wenn keiner wüchse!

Julchen. Auf der Insel Sumatra gibt es also auch Elephanten?

Vater. Ob es Elephanten gibt? Der König allein unterhält deren neunhundert, und dann schwärmen sie heerdenweise wild im Innern des Landes herum. Auch Hirsche und wilde Schweine gibt es genug. Zugleich aber auch Tyger, welche andere Thiere zerreissen und fressen.

Lottchen. Nun wenn es auf Sumatra genug wilde Schweine, Hirsche, Hühner und Enten gibt, so mag man da keinen übeln Tisch führen.

Vater. Im Innern des Landes sind auch kleine schwarze Hunde, die gemästet und gegessen werden, und wovon die Einwohner dir gerne ein Stück vorsetzen würden, wenn du Appetit dazu hättest. Man speiset auch da Krokodille.

Lottchen. Großen Dank; ich bin genügsam; ich nehme schon mit einem Stückchen schwarzen oder rothen Wildpret vorlieb.

Vater. Du mußt wissen, mein liebes Lottchen, das sehr wenig Fleisch auf Sumatra gegessen wird. Nur große Herrn erlauben sich manchmal ein gesottenes oder gebratenes Huhn; es gibt

bei ihnen Reis in Wasser, und immerfort Reis; höchst selten auch etwas Gemüse, denn man baut nnr sehr wenig; sie sind aber doch mit ihrer Kost wohl zufrieden.

Jeannot. Aben sie auk Wein?

Vater. Nein, sie dürfen keinen Wein trinken, weil sie Muhamedaner sind; wenigstens sind sie es im Königreich Atschin und an der Seeküste; denn im Innern des Landes leben die Battas, eine Art Wilde, die gar keinen Gottesdienst haben, und sogar noch Menschenfleisch essen sollen. Soll ich euch sagen, wie die Battas gekleidet gehen? Sie tragen baumwollene Zeuche und schmücken sich mit Korallenschnüren; auf dem Kopfe aber haben sie ein Stück Baumrinde. Junge unverheirathete Mädchen hängen dabei wohl funfzig Ringe in die Ohren.

Nettchen. Sind denn die andern Bewohner der Insel alle so gekleidet, wie der König auf unserer Zeichnung?

Vater. Nein, mein Kind! Die Männer tragen eine enge Weste ohne Ermel, die von unten bis oben hinauf mit Knöpfen besezt ist, und über derselben haben sie einen langen Rock, der beinahe wie ein Sack aussieht. Die Beinkleider aber gehen

nur bis auf die Hälfte der Schenkel herab; Beine und Füße sind ganz ohne Bedeckung. Nicht viel zierlicher kleiden sich die Damen. Sie begnügen sich mit einem kurzen Mieder oder Leibchen, über welchem sie auch ein Oberkleid wie die Männer tragen. Sie haben von Natur ganz prächtige Zähne; aber sie sind ihnen zu lang und zu weiß; sie lassen sie daher oft bis an das Zahnfleisch abfeilen und färben sie mit Kalk und Betel schwarz. In den Berggegenden sollen sie auch zum Theil ganz ungeheure Kröpfe haben. Im übrigen aber kann man ihnen eine angenehme Bildung nicht absprechen; und wenn sie auch nicht alle so schön und weiß sind, wie die Mädchen des Königs von Atschin, sondern ihre Farbe mehr ins Gelbe und Schwarze fällt, so sind sie doch immer liebenswürdig genug.

Nettchen. Sagen Sie uns, wo der König die vielen schönen Mädchen und Weiber hernimmt.

Vater. Er erbt sie von ihren Vätern. So lange der Vater lebt, kann dieser seine Töchter vermählen an wen er will; so bald er aber todt ist, so gehören sie dem König, der sich die schönsten zu Weibern aussucht, und die andern ihrem Schicksal überläßt.

Nettchen. Das ist ja doch impertinent. Und da fragt man also gar nicht, ob sie ihn haben wollen?

Vater. Kein Gedanke! Sie müssen es noch für eine große Ehre halten, bei einem alten Graubart ihr Leben lang eingesperrt zu bleiben, und sich von niemand als von ihm ansehen zu lassen.

Jeannot. Et les autres? Aben die andern auch viele Frau?

Vater. Ja, oft zwei, drei, vier; sie sind Muhamedaner, und die muhamedanische Religion erlaubt die Vielweiberei. Im übrigen sind die Atschiner ein gut gebildetes Völkchen; sie haben viele natürlichen Verstand, viele Beredsamkeit; sie sprechen gut, schreiben schön, sind vollkommene Rechenmeister; aber sie sollen außerordentlich stolz, neidisch, verstohlen, falsch und gewissenlos gegen die Christen seyn. Kommt aber von ihren Spizbübereien etwas an den Tag, so dürfen sie für Schläge nicht sorgen; der Richter läßt ihnen dreißig, vierzig, funfzig Hiebe aufzählen, und nach der Beschaffenheit ihres Verbrechens wird ihnen die Nase, oder ein Ohr, oder beide Ohren abgeschnitten, auch wohl gar die Hand oder der Kopf abgehauen. Und finden sie sich mit dem Büttel oder dem Scharfrichter nicht ab, so geht es ihnen bei

solchen Operationen ganz erbärmlich Wenn nämlich z. B. Stockschläge sollen aufgezählt werden, so fragt der Büttel: was gibt mir der Herr, wenn ich ihm nicht gar zu wehe thue? Gefällt ihm das Gebot, so nimmt er es an; gefällt es ihm nicht, so zerschlägt er den Maleficanten ganz jämmerlich. Eben so ist es, wenn eine Nase oder ein Ohr abgeschnitten wird. Zahlt man nicht etwas bedeutendes, so wird mit dem Ohr ein ganzes Stück vom Kopf weggeschnitten, und die Nase so tief in der Wurzel genommen, daß das Gehirn hervorsieht. Der Richter schauet den unmenschlichen Handel mit an und schweigt dazu.

Alle. Das ist nun aber doch recht grausam; solche Strafen sollte man gar nicht zugeben, und das Martern der armen Leute sollte durchaus nicht geduldet werden.

Vater. Ich bin auch eurer Meinung; bei rohen Menschen, die kein Ehrgefühl haben, sind aber bisweilen harte körperliche Strafen ein nothwendiges Uebel. Wißt ihr, wie es dort den Schuldnern ergeht, die nicht bezahlen wollen oder können? Man bindet ihnen die Hände auf den Rücken und läßt sie so laufen, bis sie bezahlt haben.

Jeannot. Sans les mettre en prison, ohne sie einzusperr?

Vater. Ohne sie einzusperren. Aber jeder, der sich unterstehen würde, sie loszubinden, würde mit dem Tode bestraft werden. So muß der Schuldner täglich mit zusammengebundenen Händen vor dem Richter erscheinen, bis er bezahlt hat, und zeigt sich am Ende, daß er durchaus nicht zahlen kann, so wird er seinem Gläubiger als Sklave übergeben, und muß dienen, bis er das Geld herbeigeschaft hat.

Kinder. Das ist nun doch auch sehr hart.

Vater. Was meint ihr Kinder, wenn diese Strafe auch bei uns üblich wäre? Ich wünschte es wenigstens bei muthwilligen Bankerottiers und andern schlechten Menschen, die Geld in der Absicht zusammen borgen, es niemals wieder zu erstatten! Bei solchen wären die zusammengebundenen Hände recht gut angewendet. Ich habe auch von einer Stadt in Italien gelesen, wo Leute dieser Art sich mit bloßem Hintern und einer rothen Müze auf dem Kopf auf freien Markt auf einen Stein setzen müssen, man behauptet, daß in dieser Stadt höchst selten ein Bankerot vorfällt.

Kinder. Allerliebst! Da ist hier zum Beispiel . . . . .

Vater. Ich will keine Nuzanwendung auf unsere Stadt haben. Laßt euch lieber dafür noch

sagen, wie es in den Dörfern und Städten der Bewohner von Sumatra aussieht.

Ihre Dörfer sind gemeiniglich an den See- und Flußufern an einer Anhöhe erbaut, und sie sollen sich in der Ferne recht gut ausnehmen, denn sie sind rund herum mit Bäumen umgeben. Die Häuser sind bloß von Holz, mit Palmblättern gedeckt, und öfters stehen sie auf Pfählen. Das Hausgeräthe ist so einfach, als die ganze Bauart. Eine Matte von feinem Gewebe mit Kissen ist alles, was man in den Wohnungen der Sumatraner erblickt. Das schönste dabei ist, daß sie in allen Stücken die Reinlichkeit außerordentlich lieben. Da trifft man nirgends die Unsaubarkeit der Samojeden und Kamtschadalen an; alles ist nett, alles gescheuert. Man muß aber auch bekennen, daß solchen Völkern, die in warmen Himmelsstrichen leben, wo die Wohnungen gelüftet, gewaschen und die Wäsche leicht getrocknet werden kann, auch nicht alles durch den Rauch geschwärzt und verdorben wird, die Erhaltung der Reinlichkeit nicht halb so schwer fällt, als andern.

So viel, meine Lieben, hätte ich euch von den Bewohnern der Insel Sumatra zu erzählen. Morgen kommen wir auf die molukkischen Inseln, wo wir schon auf unserer vorigen Reise im Vor-

beigehen einen Besuch gemacht haben. Erinnert ihr euch noch des Amboiners *)? Wir landen aber für dießmal nicht auf der Insel Amboina, sondern auf Ceram und Ternate. Bis sich nun unser Schiffer seegelfertig macht, wollen wir friedlich an unserm Tische mit einander unsere Abendmahlzeit einnehmen.

*) Siehe Völker-Gallerie für Kinder, Seite 91.

Achter Abend.

Die Alföresen.

Eine Nation auf der molukkischen Insel Ceram in Ostindien.

Tab. V. Fig. 9.

Husch, husch, husch! schrieen die Kinder, die von einem Besuche nach Hause kamen; was für eine grimmige Kälte! Wie der Wind schneidet und der Schnee von den Dächern stöbert, man kann sich warlich heute gar nicht erwärmen.

Seyd nur getrost, meine Lieben, sprach der Vater, wir landen heute mit einander in einem Lande, wo nie eine Schneeflocke gefallen, nie ein Wassertropfen gefroren ist; in einem Lande, wo man sich gar keinen Begriff von Schnee und Eis

machen kann, und wo ihr gewiß von vielen Leuten herzlich ausgelacht werden würdet, wenn ihr ihnen erzählen wolltet, daß in eurem Vaterlande das Wasser bisweilen so hart wird, daß man mit Lastwägen über die Flüsse und Seen fahren kann.

Wittert ihr nicht schon den süßen Duft der Gewürznelken, Muskatblumen und Muskatnüssen? Seht, wir seegeln vor Amboina vorbei! Diese ganze kleine Insel ist dem Gewürznelkenbaum gewidmet; dort aber, auf Banda, pflanzten die Holländer nichts als Muskatnüsse, und damit der hohe Preis der Gewürze durch die Menge der Waaren nicht fallen möchte, rotteten sie sämtliche Muskat- und Nelkenbäume auf allen molukkischen Inseln aus.

Nettchen. Ist denn das nicht recht abscheulich?

Vater. Als Kaufleute hatten sie so unrecht nicht; nur Schade, daß ihnen die Engländer in dem lezten Kriege beide Gewürzinseln, nebst allen übrigen Molukken, abgenommen, und ihnen gar nichts mehr davon gelassen haben.

Lottchen. Und jezt müssen sie also ihre Gewürznelken und Muskatnüsse um einen theuern Preis von den Engländern kaufen? Das ist recht!

Vater. Was nüzt es uns? Wir gewinnen doch nichts dabei; denn die Engländer werden uns

die Gewürze um keinen Heller wohlfeiler lassen; und so lange sie nicht gezwungen werden können, die beiden Gewürzinseln wieder herzugeben, ist an eine Verpflanzung des Muskat- und Nelkenbaumes nicht zu denken. — Doch genug hiervon; wir segeln vor der Insel Amboina vorbei und landen auf der großen Insel Ceram, in dem Lande der Alfourier, oder Harafora, oder Alföresen. — Seht ihr hier auf unserer Zeichnung Fig. 9. den wilden nackten Kerl mit seinem Schild und seinem Krid oder Säbel in der Hand? Das ist ein Alförese. Er hat nichts als einen Gürtel von einem Zeuge um den Leib, der aus einer gewissen Baumrinde gewebt ist. Und aus was glaubt ihr wohl, daß seine Müze besteht? Aus einer Kokosschale, die mit ein Paar Federbüschen geschmückt ist, wovon immer einer über dem andern steht. Sein Halsband ist eine Schnur, an der eine Menge kleine Muscheln hangen, und eben damit sind auch seine Ohren geschmückt, an denen große Ringe schimmern. Seinen größten Staat aber machen die Baumzweige aus, die er mit einem Riemen an Arme und Beine angeschnallt hat.

Die Alföresen sollen ein noch sehr rohes und wildes Volk seyn. Gegen die Europäer betragen sie sich indessen ganz artig, zumal wenn sie nicht

sparsam mit ihrem Branntwein sind; denn Branntwein geht ihnen über alles; und je stärker derselbe ist, desto besser schmeckt er ihnen. Schwachen Schnaps, oder bloßen Wein, achten sie nicht; sie nennen das Weibergetränke und wollen nichts davon wissen. Da kam einmal ein holländischer Prediger, Namens Montanus, in ein Dorf auf der Insel Ceram, und wollte da übernachten, weil er müde von seiner Reise war. Kaum hatte er sein Gepäcke abladen lassen, so erschien ein Bothe und meldete ihm, daß der Rajah oder König Sahulau wünschte, ihm seine Aufwartung machen zu dürfen. Der Besuch von diesem Herrn, den er schon dem Ruf nach kannte, kam ihm ziemlich ungelegen; allein was war zu machen? Ihn abzuweisen und sich einen Feind an ihm zuzuziehen, war durchaus nicht rathsam. Er nahm ihn also an, und einige Minuten darauf erschien wirklich der König mit seinem Gefolge. Ich habe gehört, sprach er in gebrochener malaischer Sprache, daß der Herr Pfarrer guten Rossolis führen, den wir alle für unser Leben gerne trinken, thun sie uns doch den Gefallen und holen Sie uns ein Paar Flaschen; wir haben uns vorgenommen, heute recht lustig bei Ihnen zu seyn.

Der Pfarrer, dem es ganz und gar nicht um so lustige Gäste zu thun war, ging hinaus und holte anstatt Branntwein seine zwei lezten Flaschen spanischen Wein. Er dachte, was verstehn die Alkóresen von Rossolis, sie werden sich schon weiß machen lassen, daß mein Malaga eine ganz besondere gute Art Branntwein ist. Allein da irrten sich Ihro Hochwürden gar sehr. Kaum hatte der Rajah ihn gekostet, so verzog er ganz abscheulich den Mund. Was wollen Sie mit diesem Weibergepansche, sprach er? Wir sind Männer, und verlangen Männergetränke. Schicken sie diese Brühe, wenn Sie wollen, den Weibern, wir aber müssen ein Paar Bouteillen Reißmichnieder haben.

Da half nun nichts; der Pfarrer mußte mit seinen Branntweinflaschen hervorrücken. Der Rajah riß sogleich den Stöpsel heraus und roch daran. Ah, schrie er, das riecht jezt einmal wie Männergetränke. Bravo, Herr Pfarrer, Sie sollen dafür auch unser Abendessen mit uns theilen. Ohne Umstände nehmen Sie Plaz; zuerst ein Gläschen Schnaps und dann einen Bissen kalte Küche.

Der Pfarrer mußte sich setzen; die Körbe wurden ausgepackt, und Seiner Hochwürden wurde ein schönes Stück gebratene Schlange, Sago und andere Erfrischungen vorgelegt. Umsonst versicherte

der geistliche Herr, daß er keinen Appetit habe; er mußte durchaus einige Speise zu sich nehmen, wenn er seine Gäste nicht beleidigen wollte. Die Flaschen gingen indessen von Hand zu Hand, und waren leer, ehe man sich's versah. Der Rajah hatte unter allen am besten gezogen; und sein Kopf war ganz verzweifelt warm davon geworden. Er fing an zu jubeln und zu schreien, seinem Wirthe um den Hals zu fallen, und ihn seiner Dankbarkeit und seiner Freundschaft zu versichern. Ich muß dir, lieber dicker Europäer, doch für deinen Branntwein auch einen Spaß machen, sprach er, ich habe da meine Leute bei mir, die sollen dir einmal zeigen, ob sie fechten können.

Sogleich wurden eine große Menge Fackeln angezündet, und es fing erst ein blindes und dann ein so ernsthaftes Gefecht an, daß da eine Hand, dort ein Ohr, eine Nase, ein Arm wegflog, und bald die Erde mit Verwundeten und todten Leichnamen bedeckt war. Bravo, bravo! schrie dabei beständig der Raja, und ermunterte seine Leute durch Versprechungen und Drohungen; je mehr von den Fechtenden fielen, desto größer war sein Jubel, und nur mit vieler Mühe konnte er endlich durch die Bemühungen des armen Pfarrers bewogen werden, dem Blutbade Einhalt zu thun.

Als die Todten begraben waren, zog der Rajah wieder seine Straße; Montanus aber dankte dem gütigen Himmel, daß er ihn von so gefährlichen Gästen endlich einmal befreiet hatte.

Lottchen. Das glaube ich; der wird froh gewesen seyn, wie sie wieder abzogen. Sind sie denn auch sonst so grausam?

Vater. Ja! die Reisenden versichern es wenigstens. Sie haben beständige Kriege unter einander. Kein junger Mann darf sich eine Hütte bauen, oder eine Frau nehmen, oder sonst etwas wichtiges anfangen, ohne jedesmal erst den Kopf eines Feindes zu bringen; dabei ist es aber gleichviel, ob es ein Männer-, Weiber- oder Kindeskopf ist; ob man ihn ihm Krieg oder auf eine andere Art erlangt hat. Sie suchen daher so wohlfeil dazu zu kommen als möglich.

Was thut daher ein junger Alfórese, wenn er sich verheirathen will? Er nimmt zehn oder zwölf von feinen Kameraden mit sich, und versteckt sich in einen Wald so nahe als möglich an einem feindlichen Dorfe. Geht nun unglücklicher Weise Jemand, er sey von welchem Alter oder Geschlecht er wolle, in ihrer Nähe vorbei, so schleichen sie ihm nach, schleudern einen Wurfspieß nach ihm, und ehe er sich von seinem Schrecken erholen kann,

fallen sie mit ihrem Krid über ihn her, machen ihn nieder und hauen ihm den Kopf ab.

Jeannot. Quelle horreur! Auch die Frau und die Kind bringen sie um?

Vater. Allerdings, auch Weiber und Kinder; keines von euch wäre da seines Lebens sicher. Den Körper lassen sie nun liegen; den Kopf aber nehmen sie mit sich nach Hause und halten damit einen feierlichen Einzug in ihrem Dorfe, wobei Weiber und Mädchen jubelnd um sie hertanzen, und sich über ihren Sieg freuen. Es wird hierauf ein feierliches Gastmahl angestellt, wobei die eroberten Köpfe keineswegs vergessen werden, denn man stellt sie mitten auf den Tisch, und sezt ihnen Pinang, Tabak und andere Erfrischungen vor, von denen sie aber aus Höflichkeit nie etwas annehmen.

Die Kinder. Das glauben wir wohl! Ein Todenkopf ist ein Muster von Genügsamkeit. — Müssen sie denn aber nicht manchmal ihren eigenen Kopf zurücklassen, wenn sie so andern Leuten nach den ihrigen streben?

Vater. Ach ja freilich! oft lauern sie ganze Monate lang vergeblich; und oft kommen sie mit leeren Händen und blutigen Gesichtern nach Hause. Nicht selten werden sie so zugerichtet, daß ih-

nen auf lange Zeit die Lust zum Heirathen vergeht.

Die Alfôresen sind außerordentlich empfindlich im Punkt der Ehre; man kann einer unbedeutenden Sache wegen blutige Händel mit ihnen bekommen. Besucht ein solcher Pursche den andern, so muß dieser ihn mit den hergebrachten Ehrenbezeugungen aufnehmen; d. h. er muß ihm Pinang und Tabak vorsetzen; geschieht das nicht, so fährt der Gast von seinem Stuhl auf, schießt zur Thür hinaus und tanzt mit dem Säbel in der Hand vor dem Hause herum. Der Wirth muß nun den Schimpf, worüber der andere sich zu beschweren hat, schleunigst durch ein Geschenk wieder gut zu machen suchen, sonst ist weder er noch einer von den seinigen seines Lebens sicher. Spucken während eines solchen Besuchs die Kinder vom Hause aus, oder schneutzen sie sich in Gegenwart des Gastes, so ist das ebenfalls eine unverzeihliche Beleidigung, die oft mit dem Leben gebüßt werden muß, wann nicht bei Zeit ein Geschenk zur Abfindung gegeben wird. Der Beleidigte nimmt alsdann einige gute Freunde zu sich, legt sich in Hinterhalt nahe an dem Dorfe seines Feindes, und wenn er diesen, oder dessen Frau und Kinder, nicht selbst erlauschen kann, so haut er dem ersten besten, der ihm

in die Hände fällt, den Kopf ab. Daraus entsteht denn gemeiniglich ein langer Krieg zwischen ganzen Dörfern, in welchem eine Menge unschuldige Menschen umkommen. Allen Verwundeten und Todten wird von dem Feinde der Kopf abgeschnitten, wenn man ihm Zeit dazu läßt, und das ist etwas schreckliches für die Hinterbliebenen; denn ein Leichnam, dem der Kopf fehlt, darf nach ihren Gesetzen nicht begraben werden.

Kommt ein Haufe von einem solchen Krieg siegreich nach Hause, so wird ein Freudenmahl gegeben, und Schlangen, Ratten und Frösche auf das leckerhafteste zubereitet und in Menge aufgetischt. Auch wird Reis, Sagu und schwarzes Wildpret nicht vergessen, ob ihnen gleich leztere nicht so gut schmeckt als die Schlangen, die ihrer Meinung nach viel delikater sind. Haben sie dabei noch ein Paar Flaschen Branntwein, so geht es desto lustiger zu; außerdem aber begnügen sie sich auch mit einem Getränke, das sie selbst verfertigen, das aber bei weitem nicht so stark ist als unser Branntwein.

Mit Schlangen aus Ceram, meine lieben Kinder, sprach hier die Mutter, bin ich zwar nicht im Stande euch aufzuwarten; wenn ihr aber

dafür mit einem Gerichte gut gebratner Würste vorlieb nehmen wollt, so ist der Tisch für euch bereits gedeckt.

Alle Kinder. Fort mit den Schlangen und Ratten aus Ceram; es lebe die europäische Küche!

Neunter Abend.

Bewohnerin von Ternate,

einer von den molukkischen Inseln.

Tab. V. Fig. 10.

Wir haben noch einen Besuch auf den Molukkischen Inseln abzustatten, hub der Vater an, und zwar bei den Bewohnern von Ternate. Seht ihr hier auf unserer Zeichnung die ternatische Dame. Sie ist ziemlich weiß, aber doch nicht ganz so weiß, wie eine Europäerinn, ihre Farbe fällt etwas stark ins Braune. Im Ganzen genommen, sind die Weiber auf den Molukken ziemlich hübsch, und von lebhaften Temperament. Die eiteln Närrchen halten sehr viel auf den Puz, und auf schöne Kleider. Armbänder, Ohrengehänge, Halsgeschmeide von Diamantan und Rubinen sind gar nicht selten unter ihnen. Dabei kleiden sie sich in

Seidenzeuge mit goldenen oder silbernen Streifen und Blumen durchwirkt, und ihre Haare lassen sie entweder fliegen, oder binden sie zierlich hinauf, und schmücken sie mit Blumen, Federn und Juwelen.

Es versteht sich, daß das alles nur wohlhabende Leute thun können; denn andere Weiber, welche die Mittel nicht dazu haben, begnügen sich mit einem Stück Baumwollenzeug, das sie um die Lenden schlagen, und lassen den ganzen obern Theil des Körpers unbedeckt. Sie gleichen alsdann in ihrem Anzuge den Weibern der Jaloffen, wovon ihr schon früher Tab. I. Fig. 1. eine Abbildung gesehen habt.

Soll ich euch auch etwas von der Kleidung der Männer auf den Molukken sagen? Die meisten tragen wegen der großen Hitze nichts als eine Jacke von Baumwollenzeug, die ihnen bis auf die Kniee herabreicht, und dann ein Paar Hosen, ebenfalls von Baumwollenzeug. Hüte, Mäntel, Strümpfe, Schuhe, dieß alles ist diesen Faullenzern völlig entbehrlich, und macht ihnen das ganze Jahr hindurch keinen Heller Kosten.

Lottchen. Warum nennen Sie sie denn Faullenzer?

Vater. Ei, weil sie nicht arbeiten mögen. Sie gehen spazieren und überlassen die Arbeit ihren Weibern; selten legt sich einer auf die Künste oder Wissenschaften. Wohlverstanden aber, ich rede hier von den Bewohnern der molukkischen Inseln überhaupt, denn in Ternate gibt es recht fleißige Leute. Jeder baut sich da selbst sein Haus und seinen Kahn; jeder fischt und jagt für sich und seine Familie.

Ludwig. Bauen sie denn schöne Häuser?

Vater. Nein, ihre Bauart kann man eben nicht rühmen. Es sind bloße Hütten von Saguzweigen oder Bambusrohren, die mit Kalk und Mist überworfen werden. Selten sieht man ein Haus von Holz. Und wißt ihr, woraus ihre Dachziegel bestehen? aus bloßen Kokosblättern, die sie zusammenflechten; und ihre Fenster machen sie aus Rohr. Ein Paar Matten, die sie auf dem Boden ausbreiten, vertreten bei ihnen die Stelle der Tische, Bänke, Stühle und öfters sogar der Betten. Die Vornehmen haben indessen doch auch eine Art von Kanapee mit einer Matraze. Vergeblich seht ihr euch nach Schränken und Kästen bei ihnen um; die Blätter des Pisangbaums dienen ihnen zu gleicher Zeit als Teller, Tischtücher und Servietten. Eben so erbärmlich sieht es in

ihrer Küche aus; man sieht da nichts als ein Paar Töpfe, einige Schüsseln und eins oder zwei elende Hackmesser. Anstatt der Trinkgeschirre haben noch dazu viele nichts als Schalen von Kokosnüssen.

Julchen. Und was richten sie denn in ihren Schüsseln an? Ich sollte denken, wenn ich auch nur wenig Geschirr hätte, und etwas recht Gutes darin, so wollte ich doch zufrieden seyn.

Vater. Ihr Hauptgericht ist Sagu; und wenn es flott hergehen soll, Reis in Wasser. Sie hätten zwar auch allerlei Gemüse, aber sie achten es nicht. Desto mehr aber halten sie auf Fische, und an Fest- und Feiertagen wird Geflügel und Wildpret aufgetischt.

Nettchen. Vermuthlich auch an den Sonntagen?

Vater. Ei was kümmern sich die Muhamedaner um unsere Sonntage. Die Bewohner der Molukken bekennen sich zur muhamedanischen Religion, und deswegen ist auch die Vielweiberei bei ihnen im Schwang. Jedem Mann ist es erlaubt, vier rechtmäßige Frauen, und eben so viel, oder noch mehr Nebenweiber zu haben.

Ludwig. O die armen Ternater!

Lottchen. Nun warum den arm? Je mehr Weiber sie haben, desto glücklicher sind sie ja.

Ludwig. Wissen Sie noch das Liedchen, das Herr N... immer bei uns sang? Das allerbeste Weib ist doch des Mannes größte Plage? Wenn sie nun acht von den besten Weibern haben ...

Nettchen. Schweige, schweige! was kümmert uns dein albernes Lied. Glaubst du denn alles, was man singt, sey buchstäblich wahr?

Vater. Ereifere dich doch nicht so sehr, mein liebes Nettchen. Die Ternater und die Muhamedaner überhaupt scheinen wirklich mehr es mit Ludwigs- als mit eurer Meinung zu halten; denn selten macht sich einer so glücklich, als es ihm die Gesetze erlauben.

Jeannot. Die Könige aber sich halten einen ganzen Stall voll Weiber.

Lottchen. Einen ganzen Serail voll, willst du sagen.

Jeannot. Cela m'est égal.

Vater. Genug davon! — Will sich auf Ternate ein junger Mann verheirathen, so erkundigt er sich, wo ein hübsches Mädchen zu haben sey, und schickt jemand ab, der sie in Augenschein nehme.

Nettchen. Kann denn der Herr nicht selbst hingehen?

Vater. Ei bei Leibe nicht! Er würde gewiß an der Thüre abgewiesen werden; denn ein muhamedanisches Frauenzimmer läßt sich von keiner andern Mannsperson, als von ihren nächsten Verwandten sehen. Erst an dem Hochzeittage, wenn schon alles in Richtigkeit ist, zeigen sie sich ihrem Bräutigam, der sie nun behalten muß, sie mag ihm gefallen oder nicht. Ist er mit ihr zufrieden, desto besser für ihn und sie; behagt sie ihm aber nicht, so kann er ja noch eine oder ein Paar andere dazu nehmen. Unter den Muhamedanern ist daher eine Liebschaft vor der Hochzeit etwas unerhörtes.

Lottchen. Führest Du uns denn nicht bald in ein anderes Land, lieber Vater? Ich sehe schon, daß auf den molukkischen Inseln die Gewürze das beste sind. Alles übrige taugt nichts, und ich möchte um viel nicht dort wohnen.

Vater. Wenn ihr wollt, so wollen wir morgen mit einander eine Fahrt auf das feste Land zu den Siamesen machen; ich weiß aber noch nicht, ob es euch dort besser gefallen wird, als bei den Bewohnern der Molukken.

Die Kinder. Führe uns immer hin, wenn es uns auch in Siam nicht behagt, so gehen wir noch weiter.

Zehnter Abend.

Die Siamesen.

Eine Nation in Hinter-Indien.

Tab. VI. Fig. 11.

Für europäische Leckermäulchen ist auch Siam ein schlechtes Land; denn was finden sie da? Nichts als Reis, faule Fische, stinkende Eier, gebratene Heuschrecken, Ratten und Eidechsen; auch zur Abwechslung Kaldaunen von größeren Thieren, alles mit Kokosöhl geschmälzt.

Lottchen. In Siam gibt es also weder Ochsen noch Kühe, noch Schafe, noch Schweine.

Vater. Ei, wer sagt das? Es gibt dergleichen Thiere genug, aber niemand will sie essen. Deswegen sind sie auch spottwohlfeil, und man kann eine schöne Kuh für einen halben Gulden oder einen halben Thaler und ein Schwein für einen Vierundzwanziger haben. Auch bekommt man für einen Sechsunddreißiger ein ganzes Dutzend Hühner. Wer aber ein Liebhaber von Schöpsen- oder Ziegenfleisch ist, der muß schon tiefer in den Beutel langen, denn einen Hammel erhält nie-

mand unter vier, und eine junge Ziege unter zwei oder drei Thalern.

Die Kinder. Und warum denn das? Schweinefleisch ist uns ja noch lieber als Schöpsenfleisch?

Vater. Das kommt daher, weil viele Mauren, die sich in Siam niedergelassen haben, beinahe nichts als Schöpsen- oder Ziegenfleisch essen; Rind- und Schweinefleisch genießt aber niemand, als die wenigen Europäer, die sich in Siam befinden.

Nettchen. Was setzen denn nun aber die Gastwirthe ihren Gästen vor? Sie werden ihnen doch warlich nicht auch gebratene Heuschrecken, Ratten und Eidechsen geben?

Vater. Ei was Gastwirthe! Im ganzen Königreich Siam, und in ganz Indien überhaupt, ist kein einziger Gasthof; es müssen sich daher auch die Reisenden elendiglich behelfen. Zum Glück finden sie hier und dort doch wenigstens geröstete Heuschrecken auf dem öffentlichen Markte.

Julchen. Nun da begreife ich nicht, wie man so etwas essen mag. Lieber wollte ich Hungers sterben. Gibt es denn auch keine Hirsche in den Wäldern?

Vater. Hirsche genug; aber man läßt sie laufen; und wenn man ja einen schiest, so wirft man das Fleisch weg, und behält nichts davon als die Haut, welche an die Europäer verkauft wird.

Nettchen. Nein, unter einem solchen Volke könnte ich keinen vergnügten Augenblick haben.

Vater. Und doch gibt es kein lustigeres Völkchen als die Siamesen. Sie singen den ganzen Tag, und sie haben es Ursache; denn sie sind ohne Nahrungssorgen, und ihre Kost schmeckt ihnen so gut als uns die unsere. Wir Europäer essen die Fische und Eier lieber frisch; die Siamesen genießen sie lieber stinkend. Und wenn ihnen die Eidechsen nicht besser schmeckten, als Rind- und Schweinefleisch, so würden sie sie diesem nicht vorziehen. Auch ihre Kleidung macht ihnen keine große Kosten; sie gehen beinahe ganz nackt, und haben bloß um die Lenden und Schenkel ein Stück Kattun geschlagen, das ihnen bis über die Knie herabhängt?

Lottchen. Das stimmt ja aber nicht mit der Zeichnung überein?

Vater. Ich rede bloß von dem gemeinen Mann, und auf unserm Kupfer ist ein Mandarin, das heißt, ein Staatsbeamter vorgestellt; und diese machen schon etwas mehr Staat, denn

sie tragen auch Hemden von Musselin, eine weiße, hohe und spitzige Mütze und eine Art spitziger Pantoffeln. Das aber, was ihr für Hosen ansehet, ist nichts als ein Stück Leinwand, das sie um die Schenkel geschlagen haben. Im Winter, das heißt, während der Regenmonate, werfen sie auch noch einen Mantel um.

Die Weiber sind ungefähr eben so gekleidet; auch sie haben bloß ein Stück Kattun um den Leib geschlagen; aber er hängt glatt wie ein Rock herab, und ist nicht hinaufgezogen, wie bei den Männern. Der übrige Theil des Körpers ist bei den gemeinen Weibern ganz bloß; die vornehmen aber tragen noch ein Stück Leinewand über den Schultern, das ihnen einen Theil der Brust bedeckt.

Lottchen. Es ist doch aber recht unanständig, daß sogar die Frauenzimmer so bloß herumgehen. Ein anderes wäre es, wenn sie nichts zu ihrer Bedeckung hätten; sie haben ja aber, wie es scheint, Leinwand genug; warum machen sie sich denn keine ordentliche Kleider?

Vater. Sie sind ihnen zur Last in dem warmen Lande. Bei aller ihrer Blöße gibt es aber doch kein schamhafteres Volk, als die Siamesen. Ihr glaubt vielleicht, sie würden sich nackend baden? Kein Gedanke! Sogar die Kinder werden

nie auf den bloßen Hintern gepeitscht, noch weniger erwachsene Personen, wie solches unter uns geschieht. Es wäre das ein unauslöschlicher Schimpf.

Die Siamesen sind auch eine sehr reinliche Nation. Sie baden sich täglich; beräuchern sich mit allerlei Weihrauch, und salben sich den Mund mit Pommade. Nie macht Jemand einen Besuch von Bedeutung, ohne sich vorher den ganzen Leib abgewaschen zu haben. Das aber ist sonderbar, daß sie bei all ihrer Liebe zur Reinlichkeit, doch bei Tische weder Messer, noch Löffel und Gabel, auch keine Tischtücher und Servietten führen. Man trägt ihnen alle Speisen geschnitten auf, und es scheint, daß sie solche bloß mit ein Paar Hölzchen oder mit den Fingern zum Munde führen. Wie sie es aber mit der Suppe machen, das kann ich euch nicht sagen.

Jeannot. Aben sie denn auch keine Teller?

Vater. Ja wohl! Sie haben allerlei irdenes und porzellanenes Küchengeschirr, auch einige kupferne Gefäße; selten aber goldene oder silberne. Ihren Reis kochen sie gemeiniglich in Kekosschalen.

Julchen. Und die Kokosschalen verbrennen nicht?

Vater. Nein! mein Kind. Das Wasser in der Schale widersteht dem Feuer. Weißt du nicht,

daß man Wasser in einer papiernen Pfanne sieden könnte, wenn das Papier nicht zerweichte? Verbrennen wird es auf keinen Fall.

Julchen. Nun, das wäre doch sonderbar.

Vater. Du darfst mir das auf mein Wort glauben, und wenn du willst, so kannst du selbst einen Versuch machen. Indessen brennt äußerlich von der Kokosschale doch so viel weg, das sie nicht öfter als ein einzigesmal zu gebrauchen ist.

Lottchen. Ich möchte doch einmal eine siamesische Gasterei mit ansehen. Es muß komisch aussehen, wenn da eine ganze Gesellschaft halbnackter Leute gravitätisch auf ihren Stühlen um den Tisch herum sizt und Suppe ohne Löffel isset.

Vater. Wer sagt dir, daß sie auf Stühlen sitzen? Man weiß in Siam nicht, was Stühle sind. Man sitzt da mit übereinander geschlagenen Beinen auf Teppichen auf der Erde, und die Speisen werden auf Tischen ohne Füße aufgesezt. Es ist das die Gewohnheit auch in Arabien, Persien und in ganz Morgenland. Nur in Siam aber steigt man auf Leitern in die Häuser, weil sie meistens auf Pfeiler gebaut sind, um sie vor Ueberschwemmungen zu sichern.

Nettchen. Das werden also keine Häuser von Quadersteinen seyn?

Vater. Kein Gedanke! Meistens nur von Bambusrohr. Selten sieht man ein Haus von Backsteinen.

Lottchen. Ich sehe schon, daß man aus Siam die großen Baumeister nicht verschreiben darf.

Vater. Die Siamesen sind überhaupt keine großen Künstler, und sie haben auch gar keine Gelegenheit, es zu werden. So viel aber ist gewiß, daß sie ihre Kinder recht sorgfältig im Lesen, Rechnen und Schreiben unterrichten lassen, denn das müssen sie perfekt können, wenn sie Theologen, oder Mediziner, oder Juristen werden wollen.

Nettchen. Gibt es denn auch Theologen und Juristen bei ihnen?

Vater. Allerdings! Die Siamesen sind zwar blose Heiden; deswegen aber haben sie doch ihre Priester und ihre Pagoden oder Tempel. Und dann, wie kann ein Volk ohne Richter bestehen? Freilich ist die Rechtsgelehrsamkeit unter den Siamesen in einem erbärmlichen Zustande. Soll ich euch sagen, wie sie es anfangen, wenn sie bei einem Prozeß nicht herausbringen können, wer Recht oder Unrecht hat?

Lottchen. Sie foltern vielleicht gar die Leute?

Vater. Wenn ein Verbrechen begangen worden ist, allerdings! Bei andern wichtigen Prozessen aber, lassen sie die zwei streitenden Personen barfuß über einen brennenden Scheiterhaufen schreiten, und wer sich die Füße verbrennt, der hat Unrecht.

Nettchen. Nun da wird wohl selten einer Recht behalten.

Vater. Wer die härtesten Füße hat, der hat das beste Recht. Was euch Mamsellchen anbetrifft, euch würde ich nicht rathen, in Siam einen Prozeß anzufangen.

Lottchen. Davor würden wir uns auch wohl hüten. — Aber Vater, das ist ja wie die Gottesurtheile, die sonst auch in Deutschland üblich waren. Du erzähltest uns ja, daß die Kaiserin Judith und Richarde und Kunigunde ebenfalls über brennende Scheiterhaufen oder glühende Pflugscharen gehen mußten.

Vater. Du hast Recht; eben so ist es in Siam. Bisweilen läßt man den Kläger und Beklagten die Hände in einen Kessel voll siedenden Oels tauchen, oder wenn diese lieber die Probe mit kalten Wasser aushalten wollen, so lassen sie sich an einer Stange in einen tiefen Teich, und wer am längsten unter dem Wasser bleiben kann,

der hat das beste Recht; der andere aber, der seinen Kopf zuerst wieder aus dem Teich hervorstreckt, hat den Prozeß verloren. Kommt die Sache vor den König, so befiehlt er bisweilen, daß auf beide Partheyen ein Tiger losgelassen werden soll; derjenige, den er nun zuerst zerreißt, ist der Schuldige; der andere aber wird für unschuldig gehalten. Zerreißt das Thier alle beide, wie das gemeiniglich geschieht, so glaubt man, es sey keiner unschuldig gewesen, das Volk sieht die Mordgeschichte mit an und geht ganz zufrieden nach Hause.

Julchen. Ach, wie die armen Menschen sich fürchten werden, wenn sie hören, daß der Tiger sie zerreißen soll!

Vater. Im Gegentheil, sie bezeigen sehr viel Muth; denn sie sind fest überzeugt, daß ihnen nichts geschehen wird, wenn sie unschuldig sind. Im Kriege sind sie lange nicht so beherzt; da fürchten sie sich ganz gewaltig vor den Kugeln. Soll ich euch sagen, wie sie ihre Kriege führen? Wenn sie merken, daß der Feind von der linken Seite herkommt, so ziehen sie rechts, und indeß er ihre Dörfer plündert, fallen die Siamesen herzhaft in sein Land und führen seine Weiber und Kinder als Sklaven weg.

Jeannot. Ah! les sacrés poltrons. Wenn sie wären gefallen in mein Land, ich wollte mich erst recht mit ihnen haben herum geschießen und sie fortgejagen, à coups de sabre et de baïonette.

Lottchen. Jeannot, ich rathe dir, daß du Kriegsdienste bei den Siamesen nimmst. Da kannst du ein großer General werden.

Jeannot. Ich mag nicht kommandir die lâches.

Julchen. Was machen sie denn mit den Sklaven; sie werden sie doch nicht fressen oder verkaufen?

Vater. Nicht fressen; wohl aber selbst behalten oder verhandeln. So wie man sich unter uns Europäern von freien Knechten und Mägden aufwarten läßt, so läßt man sich in Siam von Sklaven bedienen. Sklaven müssen die Aecker bauen, die Gärten umgraben, alle häusliche Arbeiten verrichten; und wenn sie Kinder bekommen, so sind auch diese wieder geborne Sklaven, die der Herr der Aeltern entweder selbst behält, oder, wenn er sie nicht brauchen kann, an einen andern verkauft. Wäre ich z. B. ein Sklave, so könnte mein Herr euch alle vor meinen und eurer Mutter Augen verhandeln; und unsere Bitten und eure Thränen würden nichts helfen.

Alle. Gottlob, daß wir keine Sklavenkinder sind.

Vater. Auch freie Leute werden in Siam ganz gewaltig gehudelt. Sie müssen alle Jahre sechs Monate lang umsonst für ihren König arbeiten, und sich in dieser Zeit selbst verpflegen. Man nennt das frohnen.

Lottchen. Ist denn das nicht auch in unsern Gegenden üblich? Ich habe ja schon oft vom Frohnen sprechen gehört?

Vater. Du hast Recht; man verlangt aber bei uns nur Dienste auf einige Tage im Jahr oder im Monat; und auch an der Abschaffung dieser Knechtschaft wird schon emsig gearbeitet. In Siam aber ist keine Hofnung zur Befreiung. Was ist indessen die Frohnarbeit gegen die wirkliche Sklaverei? Und wahre Sklaven sind sogar die Weiber bei den Siamesen. Will sie der Mann nicht länger behalten, so sucht er sich einen Käufer dazu.

Jeannot. Wenn sie aber seyn böse; niemand wird wollen sie kaufen. Voilà par exemple ....

Vater. Kein Exempel! Ihr müßt mich nur recht verstehen; bei den Siamesen ist die Vielweiberei üblich, ob sie gleich keine Muhamedaner, sondern Heiden sind. Nur eine von ihren Frauen ist

aber die rechte, und diese nennen sie die große Frau; die andern aber sind nur ihre Weibchen. Von der großen Frau können sie sich wohl scheiden lassen, wenn sie sich nicht länger mit ihr vertragen, aber an ein Verkaufen ist gar nicht zu denken. Die kleinen Weibchen hingegen werden ohne Gnade verhandelt, wenn der Mann nicht mehr mit ihnen zufrieden ist. — Je reicher die Siamesen sind, desto mehr haben sie solche Weibchen; so arg aber als die muhamedanischen Großen mit ihren Sklavinnen, machen sie es nicht. Der König selbst hält sich selten mehr als zehn. Wie aber ein großer Herr mit einer einzigen auskommen kann, ist ihnen unbegreiflich; und wenn man ihnen sagt, daß selbst unsere Könige nicht mehr als eine einzige, und auch nicht einen einzigen Elephanten haben, so wollen sie sich zu Tode lachen, über die Armseligkeit unserer erbärmlichen Fürsten.

Die Mädchen in Siam verheirathen sich außerordentlich jung. Im eilften Jahr hat manche schon einen Mann, und im zwölften ist sie schon Mutter. Auch in Siam dürfen die Mädchen vor der Hochzeit keinen Umgang mit ihren künftigen Männern haben; doch hütet man sie nicht so gar strenge wie bei den Muhamedanern. Hätte nun

ein junger Mann gerne ein Mädchen, so läßt er durch seine Verwandten um sie anhalten; gefällt er ihr, so darf er nun selbst kommen und seiner Braut ein Geschenk von Früchten und Betel bringen. Sobald ein solches Geschenk von dem Mädchen angenommen ist, wird sie ohne weitere Ceremonien die Frau des Jünglings, und kein Priester darf sich in die Sache mischen. Man zahlt dem Herrn Ehemahl den Brautschaz aus, man läßt Spielleute kommen, man tanzt, man hält ein großes Gastmahl und alles ist damit vorbei. — Eine solche Frau ist alsdann eine große Frau, denn mit den kleinen macht man nicht so viel Umstände.

Gemeiniglich wird die Hochzeit in dem Hause der Braut gehalten. Ist dann alles vorbei, so läßt sich der junge Ehemann in einem Palanquin in seine eigene Wohnung tragen.

Die Kinder. Was ist denn das?

Vater. Ein Tragsessel. Vier, auch bisweilen acht Männer, tragen solche Sesseln, die auf Bahren ruhen, auf den Schultern, wie man bei uns die Todtenbahren trägt. Man macht in Indien oft weite Reisen in dergleichen Palanquinen, wenn man nicht gerne auf Ochsen, Büffeln oder Elephanten reitet; denn die Pferde trift man in

Hinter-Indien nicht so häufig an, wie bei uns, weil sie in einem so morastigen Lande nicht gut fortkommen.

Nettchen. Man wird doch nicht auf Ochsen reiten.

Vater. Allerdings! Eine solche Reiterei geht zwar langsam, aber recht sanft. Vornehme Herren reiten indessen nie auf Ochsen, sondern auf Elephanten. Und es soll sich recht gut ausnehmen, wenn ein so großer Herr auf einem noch größern sizt.

Julchen. Und da werden sie wohl recht kostbare Zäume und Sättel haben?

Vater. Sie haben weder Sattel noch Zaum, wohl aber ist bisweilen auf dem breiten Rücken der Elephanten ein Sessel aufgeschnallt, auf den man sich setzt. Alsdann wird jedoch ein besonderer Führer für den Elephanten erfordert, der auf seinem Hals reitet, und ihn mit einem Stachel regiert. Soll das Thier rechts gehen, so sticht er ihn ein wenig in die rechte Seite des Kopfs und schreit rechts! soll er links gehen, so schreit er links! und das versteht der Elephant herrlich und folgt sogleich auf der Stelle.

Wenn die Siamesen in dieser Welt lange genug auf ihren Ochseln, Büffen und Elephanten

herum-

herumgeritten sind, so werden sie am Ende krank und sterben, so wie wir. Auch in Hinter-Indien macht besonders die Ruhr große Verheerungen. Zwar thun die Patienten ihr möglichstes, um wieder zu genesen. Sobald sie etwas spüren, legen sie sich z. B. auf die Erde, und lassen sich mit Füßen treten; es will aber die Kur nicht immer anschlagen.

Alle Kinder. Das ist nun aber auch eine ganz seltsame Art zu kuriren. Warum denn mit Füßen treten?

Vater. Warum? Um sich den Leib zu erweichen. Sie brauchen aber noch dabei eine Menge anderer Mittel, die keinen, dessen Stündlein gekommen ist, vor dem Tode retten. Stirbt nun wirklich der Kranke, so wird er gebraten und . . .

Lottchen. Doch nicht gefressen?

Vater. Nein! aber begraben. Ihr müßt nämlich wissen, daß es in Hinter-Indien, so wie in Vorder-Indien, gebräuchlich ist, die Todten auf einem hohen Scheiterhaufen zu verbrennen; man läßt sie aber höchstens nur zwei Stunden lang im Feuer liegen, und in so kurzer Zeit verbrennt kein Leichnam, sondern er wird nur stark geröstet. In diesem Zustand legt man ihn alsdann in einen Sarg und beerdigt ihn.

Mutter. Laßt ihn ruhig schlummern, liebe Kinder, denn ich habe auch einen Siamesen über dem Feuer, der ganz gewiß verbrennt, wenn wir ihn nicht bald erlösen.

Kinder. Ach, einen Hasen, einen Hasen!

Eilfter Abend.

Die Tunquinesen.

Eine Nation in Hinter-Indien.

Tab. VI. Fig. 12.

Vater. Wollt ihr heute, meine Kinder, mit mir eine Reise von Siam aus, quer über die Halbinsel von Hinter-Indien, nach Tunquin machen? — Seyd ihr es zufrieden, so will ich sogleich einen Elephanten kommen lassen, dem es ein leichtes seyn wird, die ganze Familie auf dem Rücken von einer Küste nach der andern zu tragen. Wollt ihr aber lieber einen Ochsen oder Büffel reiten, so dürft ihr es nur sagen; einen Palankin oder Tragsessel kann ich euch aber unmöglich gestatten, denn dazu ist der Weg zu weit.

Die Kinder. O das alles ist uns vollkommen einerlei, so lange wir bloß auf der Landkarte herumreisen.

Vater. Ich muß es euch im Vertrauen sagen, daß ich deßwegen den Elephanten vorziehe, weil er schneller geht, als ein Büffel, und mir es darum zu thun ist, in Tunquin noch vor dem Neujahr anzukommen.

Lottchen. Wenn Sie das künftige Neujahr meynen, so haben wir, glaube ich, nicht Ursache, sehr zu eilen.

Vater. Ach, du Närrchen weißt nicht, daß die Tunquinesen ihr Neujahrsfest erst den 25sten Januar feiern. Da geht nun am Neujahrstag selbst Niemand einen Tritt aus dem Hause, weil jeder glaubt, es möchte ihm etwas begegnen, das für das ganze Jahr von übler Vorbedeutung wäre, den die Tunquinesen sind ganz außerordentlich abergläubig; ist aber der Neujahrstag vorbei, dann geht es an ein Gratuliren, ein Jubeln, ein Schmausen und Musiciren, das dreißig Tage lang fortdauert; man baut da Theater in allen Straßen auf, und der ärmste Tunquinese traktirt seine Freunde, oder wird von ihnen traktirt. Habt ihr Lust zu tanzen, so könnt ihr da die ganze Nacht hindurch eure Sprünge machen; und invitirt man euch zu einem Schmauß, so dürft ihr euch, wenn es ein gemeiner Mann ist, auf Reis, Gemüse und gesalzene Fische freuen; ist es aber ein vornehmer

Herr, so sezt er euch indianische Vogelnester, Ananas und andere eben so gute Bissen vor, und ihr dürft euch da, ohne unhöflich zu scheinen, ausbitten, was euch am besten schmeckt. Das sage ich euch aber vorher, ihr bekommt weder Messer noch Gabel, weder Tisch- noch Tellertuch, sondern alle Speisen werden euch klein geschnitten auf porzellanenen Tellern vorgesezt, und ihr müßt sie mit zwei Stäbchen nach dem Munde führen, wie bei den Siamesen. Seyd ihr dabei recht geübt im Trinken, so könnt ihr euch außerordentlich bei eurem Wirthe insinuiren.

Nettchen. Da könnte ja Jeannot die Honneurs der Familie machen?

Jeannot. Wenn es ist Wein von Genève, oder Muscat, oder Malaga. Ah, ah, ah! qu'il est bon (er streicht sich mit der Hand den Magen).

Vater. Sie trinken vorzüglich Arrak.

Lottchen. Arrak! Ei, da machen wir Punsch davon und trinken auch mit. Wie kommen sie denn aber zu dem Arrak? Er ist ja entsezlich theuer?

Vater. Der Arrak ist eine Art Branntwein, der aus Reis gebrannt wird; und Reis gibt es ja genug in beiden Indien. Ihr dürft auch um Zucker und Citronen nicht verlegen seyn, denn von

beidem hat man genug in Indien, und dann ist auch China mit seinem Thee in der Nähe.

Lottchen. Desto besser, denn ich schnapse für mein Leben gern ein Paar Gläschen warmen Punsch. Aber auf die indianischen Vogelnester möchte ich mich nicht gerne einlassen, ehe ich weiß, was es ist. Ich denke immer, es sey eine Art von Gebackenen, ungefähr wie bei uns die Wespennester . . . .

Vater. Du irrst dich, es sind wirklich die Nester eines Vogels, die man, auf mancherlei Art zubereitet, an der Tafel großer Herren isset. Sie sollen ganz delikat schmecken und den Magen außerordentlich stärken.

Die Kinder. Unser Magen bedarf Gottlob keiner Stärkung. Könnten wir denn anstatt der Vogelnester, nach denen wir gar kein Verlangen empfinden, nicht etwa ein gebratenes Huhn, oder Ente, oder Gans bekommen?

Vater. Ohne Anstand; auch ein Stück Rind- Kuh- oder Schweinefleisch, und allerlei köstliche indische Früchte könnt ihr haben.

Die Kinder. Nun dann ist schon geholfen, und wir bedanken uns recht schön für alles andere. Sind denn aber die Tunquinesen manierlich

im Umgang, daß man auch mit Liebe bei ihnen speisen kann?

Vater. O ja, sie sind sehr höflich unter einander; mit den Europäern aber machen sie nicht viel Umstände, denn sie halten sie für viel geringer als sich selbst.

Die Kinder. Wenn das ist, so wird es wohl rathsamer seyn, wenn wir die Reise unterlassen. Wir sind nicht gerne unter Leuten, die sich nichts aus uns machen. Erzähle lieber, was Du sonst von Ihnen weißt.

Julchen. Ist denn ein gebratener Tunquinese auch ein gebratener Hase?

Vater. Allerdings; Auch die Tunquinesen sind wahre Hasen im Kriege; sie haben gar keinen Muth. Der König von Tunquin hat zwar 150,000 Mann auf den Beinen; aber das Viertel so viel Europäer würde mehr als hinlänglich seyn, sie aus dem Felde zu schlagen. Bei einer solchen Armee sind indessen doch 10,000 Mann Reiterei, welche kleine aber muntere Pferdchen haben, und 350 Elephanten.

Jeannot. Ah, pour les éléphans, je voudrois les voir. Ich möcht wohl sehen die Elephant.

Vater. Auch ich möchte sie sehen mit ihren Thürmen auf dem Rücken, auf denen oft dreißig Mann stehen. So erschienen sie wenigstens in den Kriegen der Alten. — Doch was kümmern uns die Elephanten der Tunquinesen. Wir wollen lieber sehen, wie es in ihren Häusern aussieht. Sie sind meistens aus Bambusrohr und Thon gebaut, und ganz niedlich eingerichtet. Innen ist die Hausfrau mit ihren Kindern beschäftiget, welche, so wie Vater und Mutter, mehr braun als weiß sind. Ihre Frau Mama hält sie so sauber als möglich; nie aber beschneidet sie ihnen die Nägel, denn lange Nägel gelten bei den Tunquinesen und Chinesen für eine große Schönheit. Wer da Anspruch auf feine Lebensart und guten Ton macht, der sucht sie so lange als möglich zu ziehen. Die Mode in Siam bringt es auch mit sich, daß Männer und Frauenzimmer sich die Zähne schwärzen, und das geschieht, wie ich euch schon gesagt habe, mit Kalk und Betel, der in Tunquin, so wie in ganz Ostindien, stark gekäut und den Gästen eben so, wie in Europa der Tabak, präsentirt wird.

Julchen. Wie flink sie da mit ihrer Betelbüchse bei der Hand seyn werden, wenn ein großer Herr sie besucht!

Vater. Nichts weniger; einem Vornehmen darf kein Betel vorgesezt werden, wenn er ihn nicht selbst verlangt. Es ist das wider die gute Lebensart. Kommt aber ein Geringerer zu einem Großen, so beehrt ihn dieser gemeiniglich mit der Betelschale. Dagegen erwartet er aber auch, daß dieser, ehe er zu ihm ins Zimmer tritt, vor der Thür ehrerbietig die Mütze abnehme. Wer den König sprechen will, muß überdieß auch noch seinen Rock im Vorzimmer ablegen.

Nettchen. Und also in Hemdermeln oder gar im blanken Hemd erscheinen. Das sollte sich bei uns Jemand unterstehen. Oder tragen vielleicht die Tunquinesen unter dem langen Rock, den da der Mensch auf unserer Zeichnung Fig. 12. an hat, noch andere Kleider?

Vater. Allerdings! Schuhe, oder vielmehr Sandalen, dürfen aber nur die Doktoren und andere Gelehrte tragen; dem gemeinen Mann sind sie seit undenklichen Zeiten verboten.

Lottchen. Nun, und wie lange muß denn ein solcher gelehrter Herr studieren, bis er das Recht erlangt, Schuhe zu tragen?

Vater. Je nachdem er Genie hat, zwanzig, dreißig, vierzig Jahr . . . .

(Alle Kinder schreien laut auf.)

Lottchen. Da sollte man ihnen nun wirklich an der Stirn zur Ader lassen. Der dummste Mensch wird auf unsern Universitäten in drei Jahren ein Gelehrter, oder doch wenigstens ein Doktor.

Vater. Und zwar ohne daß man ihn an dem Kopf eine Ader schlägt. Nun gut, ich sage dir, daß man in Tunquin den Leuten wirklich an der Stirn zur Ader läßt, und daß sie doch zwanzig bis dreißig Jahre brauchen, bis sie ausstudiert haben; bei dem allen kann mancher nach so langer Zeit noch nicht recht lesen. Ihr müßt nämlich wissen, daß in ihrer Sprache, so wie bei den Chinesen, beinahe jedes Wort sein eigenes Zeichen, oder seinen eigenen Buchstaben hat, und daß es außerordentlich schwer ist, sie schnell von einander zu unterscheiden und im Zusammenhang zu lesen. Ihr könnt leicht denken, daß ihnen auf solche Art wenig Zeit übrig bleibt, noch etwas anders zu lernen; deßwegen sollen sie auch in den übrigen Wissenschaften außerordentlich unwissend seyn.

Nettchen. Und dann werden sie auch viel Zeit verliehren mit den Frohnen.

Vater. Du hast Recht! Auch die Tunquinesen müssen alle Jahre sechs Monate lang für den König arbeiten, und sich in dieser ganzen Zeit selbst ernähren. Glücklicher Weise aber gibt es in dem

Lande genug Feigen, Orangen, Kokosnüsse, die man um einen Spottpreis haben kann.

Nettchen. Heirathen denn bei den Tunquinesen die Mädchen auch so jung, wie bei den Siamesen?

Vater. Nicht ganz; man vermählt sie selten vor dem sechzehnten Jahr. Aber auch in Tunquin hat der Mann, außer seiner rechtmäßigen Frau, mehrere Nebenweiber; und die Reisenden versichern, daß diese meistens recht brav und arbeitsam sind. Ihre Herren Ehegemahle hingegen sind gewöhnlich Faullenzer, und machen selbst mit ihren rechtmäßigen Frauen wenig Umstände, sondern schicken sie fort, sobald sie ihnen nicht mehr gefallen. Ehe aber der Mann das eingebrachte Vermögen wieder hergibt, behilft er sich lieber so gut er kann, bis endlich der Tod ihn von ihr, oder sie von ihm befreit.

Lottchen. Und dann läßt er sie oder sie ihn unter tausend Thränen braten.

Vater. Ei nichts weniger! In Tunquin verbrennt man nicht die Todten, sondern man begräbt sie; aber nicht gleich den dritten oder vierten Tag, wie bei uns, sondern bei dem gemeinen Mann erst nach vierzehn Tagen, und bei den Vornehmen erst nach Jahren.

Die Kinder. Da muß ja die Luft ganz verpestet werden. Pfui, pfui!

(Alle halten sich die Nase zu.)

Vater. Man kittet die Särge so fest zu, daß kein Mensch etwas riecht. Ueberdieß bleiben die Todten nicht in dem Hause, sondern sie werden an einem besondern luftigen Orte aufbewahrt. So lange der Leichnam über der Erde ist, müssen ihm dreimal des Tags allerlei Speisen vorgesezt werden, von denen er aber durchaus nichts genießen will; vermuthlich weil sie den Sarg nicht aufmachen, oder weil sie ihm vorher den Mund voll Gold- und Silbermünzen stecken, damit er in der andern Welt einen Zehrpfennig hat, und sein Geist die Lebendigen nicht beunruhige.

Nettchen. Vielleicht auch, weil überhaupt die Todten keine starke Esser sind.

Vater. Indessen zünden sie doch rings um seinen Sarg eine Menge Lichter und Lampen an, und verbrennen eine große Menge Weihrauch. Dabei erhält er täglich Besuche von seinen Hinterlassenen, die sich vor dem Sarge niederwerfen und weinen und klagen.

Beinahe hätte ich vergessen, euch zu sagen, daß dem Todten, wenn es ein Mann ist, sieben von seinen besten Kleidern angethan werden, und

ist es ein Weib, so nimmt sie sogar neun Kleider mit ins Grab. Die Hinterbliebenen hingegen machen bei der Beerdigung desto weniger Staat. Sie trauern in groben aschfarbenen Kleidern mit einer Strohmüze auf dem Kopf; stützen sich auf einen Stock, als ob sie die Last des Schmerzes nicht ertragen könnten, und legen sich von Zeit zu Zeit quer über den Weg und lassen die Leiche über sich weggehen.

So lange die Trauerzeit währt, genießen die Kinder die allerschlechtesten Speisen, und durchaus keine starke Getränke. Ihr glaubt aber vielleicht, man traure in Tunquin um einen Vater oder Mutter auch nur ein Vielteljährchen, wie bei uns? Allein da irrt ihr euch; drei ganze Jahre lang dauert die Trauer, und der älteste Sohn gibt gemeiniglich noch ein Vierteljahr zu. In dieser ganzen Zeit darf sich kein Kind verheirathen, und keinem Tanz oder sonst einem Feste beiwohnen.

Lottchen. Wenn es ihnen von Herzen geht, so gefällt mir das alles recht wohl. Sind denn die Tunquinesen Heiden oder Muhamedaner?

Vater. Sie haben, wie die Chinesen, die Religion des Confucius, wenigstens die Großen, und das ist eine sehr vernünftige Religion; denn

sie lehrt, daß jeder Mensch sich bemühen soll, sich selbst recht kennen zu lernen, und sich und seine Nebenmenschen immer besser und vollkommener zu machen. In dieser Religion hat man weder Priester noch Tempel; damit ist aber das Volk nicht zufrieden. Es bekennt sich daher gemeiniglich zu der Religion des Fo, und betet eine Menge Götzen an, die ihre eigenen Tempel haben; auch glaubt es an die Seelenwanderung.

Julchen. Wie so denn?

Vater. Sie bilden sich nemlich ein, es werde ihre Seele, nachdem sie gut oder schlecht gelebt haben, nach ihrem Tode wieder den Körper eines andern Menschen, oder eines Thieres beleben. Alle Thiere sind, ihrer Meinung nach, ehedem Menschen gewesen.

Die Kinder. Da werden sie sich also wohl hüten, die armen Thiere zu mißhandeln, wie es bisweilen unter uns geschieht. Es muß ja jeder glauben, er quält seinen Vater, seine Mutter, seinen Bruder.

Vater. Sie sollen sich wirklich gegen die Thiere sehr schonend beweisen, und sich außerordentlich fürchten, daß ihre Seele dereinst in den Körper eines Schweines oder eines andern verächtlichen Thieres fahre. Sie bestreben sich daher

eines tugendhaften Lebenswandels, und deswe-wegen ist ihr Glaube nicht zu verachten.

Indeß sie so von der Seelenwanderung sprachen, wanderte die Katze mit einer gebratenen Taube, die sie in der Küche gestohlen hatte, zur Thür herein unter das Sopha. Die Kinder jagten ihr alle schreiend nach, und suchten ihr ihren Raub wieder abzunehmen. Auch der Pudel legte sich in den Handel, und es entstand ein solcher Tumult, daß der Vater seiner Erzählung ein Ende machen mußte.

Zwölfter Abend.

Die Japaner.

Eine asiatische Nation.

Tab. VII. Fig. 13.

Vater. Wir haben heute eine weite Seereise zu machen. Nehmt doch die Karte zur Hand! Seht ihr, Kinder, wir schiffen vor der philippinischen Insel Manilla vorbei nach Japan, in ein Land, wo die Einwohner von den Göttern abzustammen glauben, wo man sich rühmt, über zwanzigtausend Städte und über eine Million Dörfer zu besitzen; wo schwarze Zähne und weiße Trauerkleider, papierne Reisemäntel und weder Stühle noch Bänke zu sehen sind. Seyd aber um des Himmels willen nicht leichtsinnig, denn wir unternehmen eine gefährliche Reise! Wir müssen ein stürmisches Meer, voll Klippen, Strudel und Untiefen, beschiffen, und wenn wir auch wirklich die Küsten erreichen, so finden wir sie mit unersteiglichen Felsen besetzt! — — Was war das, hat nicht die Erde gezittert? — Sollte das schon ein Stück von dem Erdbeben seyn, womit Japan unter Ge-

witterstürmen und Regengüssen so oft heimgesucht wird? — Vielleicht tobt eben jezt in seiner größten Wuth einer von den acht feuerspeienden Bergen, die auf den Japanischen Inseln zum Theil ohne Unterlaß Feuer und Flammen ausspeien? . . .

Lottchen. Erschrecken Sie doch nicht, lieber Vater! Es war nur der Pudel, der, nach seiner lieben Gewohnheit, unter meinem Stuhl wegschlupfte, und mich zusamt dem Sessel, von meinem Plaz wegrutschte.

Vater. Du hast mich doch auch mit deinem verwünschten Pudel nunmehr ganz aus meiner Begeisterung gebracht. Ich war aufgelegt, euch eine recht dichterische Beschreibung von den Verwüstungen der Vulkane und Erdbeben in Japan zu machen. Jezt aber müßt ihr euch begnügen, einen ganz prosaischen Spaziergang mit mir in den Japanischen Reis- Hanf- und Baumwollenfeldern zu machen.

Nettchen. Ist denn die Seefahrt schon vorbei?

Vater. Ja freilich; ihr habt nur vor dem Erdbeben nicht gemerkt, daß wir an den Küsten landeten. — Kurz und gut! wir sind jezt in Japan. Seht ihr denn nicht die schönen Maulbeerwaldungen, die ungeheure Menge Theegesträuche, die schönen Obstbäume? Und wenn ich euch in die

Ge-

Gebirge führte, so würdet ihr staunen über die Menge Gold, Kupfer, Eisen und Schwefel, die sie enthalten. Oder wollt ihr lieber mit mir in den Fabriken herumwandern? Wollt ihr sehen, wie die Japaner ihr Porzellan, ihre prächtigen Baumwollenzeuge, ihre lakirten Arbeiten, ihre Stahlwaaren verfertigen? Ihr könnt auch, wenn ihr wollt, mit mir ihre Buchdruckereien, ihre Bibliotheken, ihre Schulen und Universitäten besuchen.

Jeannot. Was beim Japon seyn Schulen und universités, wie bei uns?

Vater. Ja allerdings! die Japaner sind wenigstens eben so gebildet, als die Sinesen; sie erziehen auf das sorgfältigste ihre Kinder, und bei den vielen natürlichen Fähigkeiten, die sie haben, schlägt der Unterricht recht gut an. Nur Schade, daß sie so wenig Umgang mit den europäischen Nationen pflegen, und also nichts von ihnen lernen können. Ehedem lebten zwar viele Europäer in Japan, weil sie aber die Einwohner mit Gewalt zur christlichen Religion bekehren wollten, so wurden sie alle fortgejagt, und es darf sich wenigstens im Innern des Landes kein Einziger mehr blicken lassen. Nur die Holländer allein dürfen noch in dem Hafen von Nangasaki auf der Insel Cimo einlaufen, weil sie vorgaben, sie seyen keine

Christen, sondern Holländer. — Ihr wißt ja, daß das Kaiserthum Japan aus den drei großen Inseln Nipon, Ximo und Xikoko besteht.

Die Kinder. Ja wohl! wir erinnern uns auch noch, daß der Japanische Kaiser Kubo und der Pabst der Japaner Dairo genannt wird. — Können denn aber die Japaner die Europäer so ganz entbehren?

Vater. O ja! Sie haben wenigstens alles, was sie brauchen; denn es sind arbeitsame, thätige und kluge Leute. Sie sollen zwar etwas stolz, etwas mißtrauisch, etwas rachsüchtig seyn; aber gemeiniglich nur gegen Fremde.

Nettchen. Die sie vermuthlich dazu reizen.

Vater. Allerdings! — Ob euch die Bildung der Japaner gefallen würde, weiß ich nicht. Sie haben dicke Köpfe, kleine Augen, stumpfe Nasen, platte Backen, schiefe Beine.

Jeannot. Allons Lalotte! wähle dir da ein Bräutigam. Les japons sont aimables.

Vater. Bei Leibe nicht! Die Frauen der Japaner führen ein elendes Leben. Das ganze Jahr dürfen sie nur ein einziges Mal ausgehen, und dann müssen sie sich gefallen lassen, daß ihre Männer außer ihnen noch eine Menge Nebenweiber haben.

Lottchen. Sie werden doch der Frau nicht zumuthen, daß sie das ganze Jahr in ihrem Zimmer eingeschlossen bleiben soll?

Vater. Allerdings! sie müssen sich das gefallen lassen; und das ist warlich recht Schade, denn es sollen meistens nette Weibchen seyn, viel schöner als die Männer, und beinahe so weiß wie die Europäerinnen; dahingegen die Mannspersonen mehr braun oder olivenfarb sind. Was nüzt nun den Japanerinnen in ihrer Einsamkeit ihr Staat und ihre Schminke? was helfen ihnen ihre Diamanten im Haar und ihre prächtigen Kleider aus Seidenstoff, mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkt? Nein! da lobe ich mir die Freiheit der europäischen Frauen.

Lottchen. Die Japanerinnen verdienen es nicht besser; warum leiden sie das?

Ein Herz, zu der Freiheit geboren,
Verachtet die sklavischen Ketten.

Nettchen. Bleiben denn die Männer auch Jahr aus Jahr ein zu Hause?

Vater. Das ist ja nicht möglich! Sie stolzieren in ihren langen Röcken mit ihrem lächerlichen Haarschwänzchen hinten am Kopf, und ihren zwei Säbeln an der Seite, so lange sie wollen, die Straßen auf und ab.

Julchen. Warum denn zwei Säbel? Ist denn nicht schon ein einziger genug?

Vater. Tragen denn nicht manche Stutzer unter uns auch zwei Uhren, und ist denn nicht schon eine einzige genug? Es ist diese Mode auch in Japan nicht allgemein; der Japaner auf unserer Zeichnung hat gar keinen; nur die vornehmsten Staatsbeamten führen zwei Säbel; dafür tragen sie aber keine Hemden und Beinkleider, welche sie bei ihren langen Röcken entbehren können. Im Sommer ist ihr Gewand von leichten baumwollenen oder Seidenzeugen; im Winter aber lassen sie es mit Federn und Baumwolle ausfüttern.

Lottchen. Die Winter werden wohl nicht sonderlich kalt in Japan seyn; es liegt ja das Land nicht weit von dem Wendekreis des Krebses.

Vater. Du hast recht! Japan liegt viel südlicher als Deutschland; die Winter sollen aber doch schon empfindlich kalt seyn. Dessen ungeachtet findet man in ganz Japan keinen einzigen Ofen und keinen Kamin. Man behilft sich mit Kohlenbecken und warmen Kleidungen; auf solche Art entstehen aber oft gefährliche Feuersbrünste in den hölzernen Häusern, die blos mit Bambusrohr ausgefacht und mit Spähnen von Tannenholz gedeckt sind.

Lottchen. Haben sie denn keine Ziegel- oder Mauersteine?

Vater. Sie bauen wegen der Erdbeben nicht gern steinerne Häuser. Je leichter ihre Wohnungen sind, desto besser sind sie. Die Kammerwände sind bloß von Papier; auch haben sie papierne Fenster. Ihr müßt nämlich wissen, daß sie aus einer Art von Maulbeerbaum recht hübsches Papier verfertigen, und es also nicht von den Europäern zu kaufen brauchen. Daß sie weder Stühle noch Bänke haben, ist euch schon gesagt worden; sie sitzen dafür auf Matratzen, nach morgenländischer Sitte, mit über einandergeschlagenen Beinen, und vor ihnen stehen ganz niedrige Tische.

Julchen. Und was für gute Sachen werden dann auf diese Tische aufgetragen?

Vater. Reis ....

Lottchen. Ei was, immerfort Reis, und nichts als Reis!

Vater. Laßt mich doch nur ausreden.— Auch Hülsenfrüchte, Obst, Kräuter, Wildpret, Fische, Geflügel.— Fleisch aber wird doch blutwenig gegessen; sie machen sich nichts daraus; ihr wißt ja, daß man in Ostindien überhaupt das Fleisch nur wenig achtet. Ihr Trank dabei ist Palmwein, Birkensaft, Thee; auch wohl ein anderes starkes Was-

ser, das aus Waizen und Reis gebrannt wird. Sie setzen aber nie den Becher an die Lippen, sondern gießen das Getränke in den Mund. Ich habe euch das ja schon einmal gezeigt, und ein gewisses Jüngferchen hat, so viel ich mich erinnere, selbst einen Versuch gemacht.

Die Kinder. O ja! wir erinnern es uns noch recht gut.

Vater. Sie haben Kühe und Schafe; aber sie wissen die Milch nicht zu benützen. Also auch Milchspeisen, Butter und Käse kommen nicht auf ihren Tisch. Je weniger sie aber solche Gerichte genießen, desto mehr Mühe müssen sie auf den Feld- und Gartenbau verwenden; auch sind nirgends in der ganzen Welt die kleinsten Stückchen Land mit solchem Fleiß angebaut, als in Japan. Ihr solltet nur sehen, wie geschäftig da die Leute auf ihren Aeckern sind; wie jede Handbreit Erde benuzt, jedes Bäumchen, jeder Strauch gepflegt wird; wie allenthalben die Fluren mit Reis, Waitzen, Bohnen prangen! Und wer auf dem Felde nichts zu thun hat, der beschäftigt sich mit der Maulbeerbaumzucht, oder er spinnt Baumwolle, oder wirkt Seiden- und Baumwollenzeuge, oder arbeitet auf der Chaussee.

Julchen. Haben sie denn auch Chausseen?

Vater. Das sollte ich denken. Ihre Heerstraßen sind viel breiter und bequemer, als die unsrigen, und durchaus sind sie mit einigen Reihen Tannen besezt, damit der Reisende nicht allzusehr von der Sonnenhitze leidet. Von einer Strecke zur andern sind an denselben Brunnen gegraben und Wirthshäuser angelegt, wo man denn, nach Beschaffenheit seines Beutels, den Durst mit Wasser oder einem angenehmern Getränke löschen kann. Sieht nun der Wirth von Ferne einen Reisenden auf seinen mit Schellen behängten Pferde einher traben, so kommt er an die Thür, und fragt ihn freundlich, ob er nicht absteigen will? Da aber der Reisende auf seinem Pferde mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen sizt, wie zu Hause auf seinen Matratzen, so steigt er selten ab.

Nettchen. Das müssen künstliche Reiter seyn, wenn sie nicht hundertmal herabfallen.

Jeannot. Quoi! ils se mettent les jambes croisées sur le cheval!

Vater. Nicht anders! Sie schnallen dem Pferde zwei Felleisen auf; aber nicht hart neben einander, sondern in einiger Entfernung. Diesen Raum nun polstern sie mit Wolle oder Seidenwerg aus und setzen sich darauf. Auf solche Art

erhalten sie einen sehr bequemen Sitz. Bisweilen lassen sich auch die Reisenden in einem Palankin tragen; von Miethkutschen, wie bei uns, weiß man aber in ganz Japan nichts.

Lottchen. Du sagtest uns, sie hätten auch Reisemäntel von Papier; war denn das dein Ernst? Ein papierner Mantel wird ja gleich von dem Regen durchweicht.

Vater. Ja, wenn er nicht gut mit Firniß überzogen wäre. Ich muß auch zugeben, daß sehr leicht Löcher hineingerissen werden können; dagegen aber macht er auch wenig Kosten, und ist seiner Leichtigkeit wegen außerordentlich bequem. Das Papier wird überhaupt in Japan sehr stark gebraucht. Sogar nach dem Tode werden die Scheiterhaufen noch damit aufgepuzt.

Nettchen. Also auch in Japan werden die Todten verbrannt?

Vater. Wenigstens reiche und vornehme Personen, denn der gemeine Mann begnügt sich, die seinigen zu begraben, und einige Bäume um den Grabügel zu pflanzen. Für große Herren aber werden Scheiterhaufen von wohlriechendem Holze errichtet, auf welche nebst ihren Leichnamen auch ihre besten Kleider, ihre Waffen und ein Theil ihres Geldes gelegt, und Gummi, Spezereien und

duftende Oele gegossen werden. Ist es ein König oder Prinz, so erstechen sich auch zehn bis bis zwanzig Jünglinge von seinem Hofe an seinem Scheiterhaufen und lassen sich mit ihm verbrennen.

Lottchen. Nun die müssen das Leben nicht so sehr achten, als wir. Ich ersteche mich nicht, wenn auch gleich der Pabst und alle große Herren im Abend- und im Morgenlande sterben sollten.

Vater. Das glaube ich dir. Die Japaner achten aber wirklich das Leben nur sehr wenig, und schneiden sich oft einer geringfügigen Ursache wegen den Bauch auf.

Julchen. Das sind aber doch rechte Unchristen.

Vater. Du hast recht! sie bekennen sich aber auch nicht zur christlichen Religion, ob sie gleich eine Art von Pabst und eine Menge Mönchsorden haben. Ihr Pabst heißt Dairo, ihre Mönche Bonzen. In ihrer Religion sind dreierlei Sekten; sie verehren eine Menge Götzenbilder; glauben aber dennoch die Unsterblichkeit der Seele, ein Paradies und eine Hölle, wo der Teufel, den sie Jemma nennen, die geheimsten Sünden der Menschen in einem großen Spiegel sieht, und die Sünder nach dem Tode dafür quält.

Lottchen. Unser Teufel scheint schärfere Augen zu haben, denn er sieht die Fehler der Menschen auch ohne Spiegel. Von mir aber soll er so bald nichts zu sehen bekommen.

Nettchen. Von mir auch nicht.

Julchen. Auch von mir nicht.

Jeannot. O man kennt euch schon, man kennt euch schon.

Dreizehnter Abend.

Die Bewohner von Tibet.

Eine asiatische Nation.

Tab. VII. Fig. 14.

Abermals eine weite Reise zur See und zu Land! Wir müssen heute von Japan aus rückwärts quer durch Sina und die Sinesische Tartarei in das innere Asien nach Tibet. Seht ihr, es liegt auf unserer Karte gerade über der vordern indischen Halbinsel. Wir kommen da in ein Land, reich an Gold, Silber, Eisen, Muskus und feiner Wolle, aus welcher eure Schale oder Schaule gewebt werden.

Lottchen. Was, die Schale werden aus tibetischer Schafwolle gewebt?

Vater. Wenigstens größtentheils, den sie kommen meistens aus Bengalen und andern englischen Besitzungen, die an Tibet grenzen. Die Engländer schicken jährlich eine Karawane mit einer großen Menge europäischer und indischer Waaren nach der tibetischen Stadt Tissalumba, und bitten sich dagegen Wolle und andere Landesprodukte, besonders Gold, Silber, Cristal, Felle, Rhabarber aus. Die Kaufleute können aber nicht genug aussagen, wie ungesittet und unwissend die Bewohner von Tibet sind, und wie groß die Unfläthereі ist, die unter dem gemeinen Manne herrscht. Die Tibetaner sind Nachbarn der Kalmükken, und beinahe eben so unsauber, wie bei diesen, geht es auch bei ihnen zu. Sie tragen im Sommer Kleider von Hanf und im Winter von Wolle; auf dem Kopf aber haben sie Mützen sitzen, die beinahe wie unsere Maaskannen aussehen. Von Hemden ist dabei gar keine Rede; auch waschen sie das ganze Jahr hindurch weder Gesicht noch Hände, und legen sich in kein Bett, sondern schlafen auf der bloßen Erde. Ihr müßt mich aber wohl verstehen; ich rede nur von dem gemeinen Mann, denn die vornehmen Leute unter ihnen paradiren in golddurchwirkten Seidenzeugen, und prangen mit kostbaren Hals- und Armbändern. Ohne Un-

terschied sollen aber die Tibetaner gute, gesprächige und gefällige Menschen seyn, die selten Jemand etwas zu Leide thun, und sich lieber todtschlagen ließen, als daß sie Kuhfleisch äßen; denn sie sehen die Kühe als die allgemeinen Säugammen der Menschen an, und sie halten es für eine entsezliche Undankbarkeit, seine Amme zu kochen und zu speisen.

Die Kinder. Das wollen wir glauben.

Vater. Das Merkwürdigste unter den Tibetanern aber ist dies, daß sie einen Gott zum König haben.

Die Kinder. Also haben sie einen unsichtbaren König.

Vater. Nein, nein! einen sichtbaren unsterblichen Gott und König, Dalai-Lama genannt.

Lottchen. Nun das ist sonderbar genug. Die alten Juden hatten wohl auch Gott selbst zum König; aber sichbar war er nicht, und er konnte auch nicht leiden, daß man ihn unter der Gestalt eines sichtbaren Wesens verehrte.

Vater. Nun gut! die Tibetaner sehen und sprechen ihren Gottmensch. Er sizt in seinem Pallaste mit kreuzweise gelegten Füßen auf einer Art von Altar mit einem großen und prächtigen Kissen unter sich. Sein Zimmer ist allenthalben mit Gold

und Silber ausgeschmückt, mit kostbaren Teppichen belegt, und durch eine Menge Lampen erleuchtet; über seinem Gesichte aber hängt ein Schleyer, den er nie abnimmt, wenn er sich vor seinen Verehrern sehen läßt. Widerfährt Jemand die Gnade, ins Allerheiligste eingeführt zu werden, so muß er sich mit dem Angesicht in den Staub niederwerfen und anbeten, wie sich das vor einem Gott gebührt; er kriecht dann vollends bis zu des großen Lama's Füßen und küßt ihm ehrerbietig die Spitze derselben.

Nettchen. So wie man ehedem in Rom dem Pabst den Pantoffel küßte.

Vater. Ja! aber nur mit dem Unterschiede, daß man den Pabst nie als Gott selbst, sondern nur als Gottes Statthalter verehrte. Auf solche Art wird nun der Dalai-Lama nicht nur von dem Volke, sondern sogar von Fürsten angebetet, und sie sollen es für eine große Gnade halten, wenn er ihnen erlaubt, aus seinem Nachtstuhl eine Reliquie mitzunehmen ....

Alle Kinder (halten sich schreiend die Nase zu). Ach nein, das ist dein Ernst nicht, Vater!

Vater. Nun, ich kann euch versichern, daß mehrere Reisende es ganz bestimmt behaupten. Es wird das heilige Kleinod gedörrt, gepülvert und

in einem Säckchen an dem Halse getragen, wodurch man denn das ganze Jahr vor allem Unglück bewahrt bleibt. Die reichen Leute lassen sichs sogar ein ansehnliches Stück Geld kosten, durch seine Leute auch etwas von seinem Nachtwasser zu erhalten, wovon sie immer ein Paar Tropfen unter ihre Speisen gießen; und mit einem solchen Universalmittel bieten sie allen Krankheiten Troz.

Die Kinder. Fi, fi, fi, fi, fi. — Du hast uns ja aber gar nichts von der Kleidung des Gottes von Tibet gesagt?

Vater. Sein Kleid ist roth, und zwar weder von Seide noch von Sammt, sondern von bloßem Wollenfries; und auf gleiche Art sind alle seine Priester gekleidet, die ebenfalls Lamas heißen, und in einer Zahl von mehr als zwanzig tausend in der Nähe seiner Residenz wohnen.

Jeannot. Aben sie alle so odoriférante reliques vor der Nase hangen?

Vater. Das kann ich euch nicht sagen; so viel aber muß ich euch versichern, daß die Religion des Dalai-Lama, so absurd sie euch auch vorkommt, sich doch eben so weit ausgebreitet hat, als unsere christliche Religion; sie erstreckt sich über Indien, China und die ganze westliche Tar-

tarei, und aus den entferntesten Gegenden reisen Fürsten und Könige nach Lassa und Putalla, um ihren Gott zu sehen und zu verehren.

Jeannot. Und sich médecine zu olen. Ah!

Vater. Der Dalai-Lama nimmt ihre Anbetung auf seinem Throne an, und verrückt sich nicht von seinem Kissen; viel weniger fällt es ihm ein, vor ihnen aufzustehen. Das verlangen sie aber auch gar nicht; sie sind schon zufrieden, wenn er ihnen nur die Hände auf das Haupt legt, sie segnet, und ein Paar Worte mit ihnen spricht.

Jeannot. Et qu'il leur donne surtout de ses drogues.

Vater. Nunmehr stille davon. Hat man doch auch in andern Religionen so manche abergläubische Gewohnheiten, die den Verstand zu schlechter Ehre gereichen.

Es ist sonderbar, daß die Verehrer des Dalai-Lama viele Gebräuche mit der römischen Kirche gemein haben. So ist zum Beispiel das Weihwasser und die Fürbitte für die Todten unter ihnen üblich; sie singen beim Gottesdienste; sie haben Kreuze, Paternoster, Klöster, Mönche, Beichtväter; sie glauben an eine Hölle, ein Fegfeuer und an die Menschwerdung des Dalai-Lama, so wie

wir an die Menschwerdung Christi glauben. Ist das nicht auffallend?

Sie erzählen, ihr Gott, den sie La oder Fo nennen, sey ungefähr 1026 Jahre vor Christi Geburt von dem Himmel auf die Erde herab gekommen, und sey Mensch geworden, habe auch lange unter den Menschen gelebt; endlich jedoch sey er gestorben, habe aber versprochen, er wolle bald wieder kommen, und seine Verheisung sey redlich von ihm gehalten worden, denn in der Person des Dalai Lama lebe er noch immer unter ihnen.

Julchen. Stirbt denn wirklich der Dalai-Lama nicht?

Vater. Er stirbt allerdings. Wenn er aber alt wird, oder sonst merkt, daß sein Stündlein gekommen ist, so versammelt er seine Priester um sich her, und entdeckt ihnen, daß seine Seele nun bald in den Körper eines neugebornen Kindes fahren und sein eigener Leib in diesem Kinde wieder neu aufleben werde. In dem ganzen Königreich wird nunmehr der junge Gott aufgesucht, und an gewissen Zeichen, die nur den Priestern bekannt sind, allemal richtig erkannt. Von nun an wird er mit der größten Sorgfalt erzogen, und als Gott in seinem Pallast und seinem Tempel verehrt. Wird er alt, so hält er es wie sein Vorgänger;

gänger; seine Seele fährt in einen andern Körper, sein Leib lebt jugendlich wieder auf, und so stirbt er niemals. — Ich darf euch aber doch wohl nicht sagen, daß die ganze Sache Betrug ist?

Lottchen. Wer weiß aber, ob unter den Priestern, die den jungen Gott aufsuchen, doch nicht mancher wirklich glaubt, er habe ihn gefunden.

Vater. Du hast recht. Es gehen viele ganz ehrlich zu Werke; sie betrügen sich selbst und andere, ohne es zu wissen.

Julchen. Sind sie denn so dumm?

Vater. Nicht dumm; aber außerordentlich von der Wahrheit ihrer Religion eingenommen, und deßwegen ohne alles Mißtrauen. Es gibt unter ihnen ganz geschickte Sternkundige, Aerzte und andere Gelehrte, sie haben auch hohe Schulen, die von den Chinesen, Bucharen und andern Ausländern besucht werden; sie sind also nichts weniger als ein rohes und dummes Volk.

Ehe wir schließen, muß ich euch sagen, daß in der Stadt Tissulumbu noch ein zweiter Groß-Lama herrschen soll, den man Taischu-Lama nennt, und der mit allen seinen Priestern gelb gekleidet geht; da hingegen die Clerisey des Dalai-Lama eine rothe Livree trägt.

Brauch man auch von seiner medicine und ängt man von seinen reliques an den Hals? fragte Jeannot.

Das weiß ich nicht, antwortete der Vater, und alle Kinder sprangen lachend auseinander.

Vierzehnter Abend.

Die Kirgisen.

Eine Tartarische Nation.

Tab. VIII. Fig. 15.

Frisch auf zu einer Reise in die freie Tartarei, sprach der Vater, als die Kinder sich um ihn her in ihrem warmen Stübchen versammelt hatten; ich führe euch heute in das Land der Kirgisen, unter eine Horde gefährlicher Räuber, vor denen ich euch rathe, euch wohl in Acht zu nehmen, denn wenn ihr einer Bande solcher Sans-façons unter die Hände falle, so plündern sie euch rein aus, und ihr dürft von Glück sagen, wenn sie euch nicht in die Sklaverei schleppen. Seyd aber nur getrost; ich kenne einen wackern und angesehenen Kirgisen, der soll uns begleiten, und dann könnt ihr bestimmt darauf rechnen, daß euch

kein Leid widerfahren wird; denn sie haben alle Achtung für die Freunde ihrer Landsleute, und erweisen ihnen alle ersinnliche Höflichkeit. Besucht ihr in solcher Gesellschaft das Haus oder die Filzjurte eines Kirgisen, so werdet ihr mit größter Freundlichkeit aufgenommen. Holla! schreit sogleich der Hausherr seinen Sklaven zu, man schlachte eines von meinen besten Schafen zur Bewirthung meiner lieben Gäste; und dann eilt zugleich die geschäftige und gutmüthige Hausfrau herbei, und sorgt möglichst für eure Bequemlichkeit. Sie kocht Fleisch, holt Wurzeln herbei, die sie euch vorsezt, bereitet auch wohl gar eine Milch- oder Mehlspeise, und wenn dann die Essenszeit herbeikommt, so müßt ihr den Mund aufsperren, und der Herr vom Hause und seine Hausehre stopfen euch mit den Fingern so viel Speisen hinein, als sie nur können.

Die Kinder. Wofür wir uns aber höflichst bedanken. Wir sind schon so frei, selbst zuzulangen.

Vater. Brod kann ich euch indessen nicht mit Gewißheit versprechen; denn da ist mancher Kirgise, der in seinem Leben keinen Bissen über den Mund gebracht hat. Ihr müßt nämlich wissen, daß sie selbst kein Getreide bauen, sondern

das Mehl von den Russen, Bucharen oder Chinesen um einen theuern Preis einhandeln.

Nettchen. Ist denn das Land so kalt, daß schon kein Getreide mehr bei ihnen wächst?

Vater. Nichts weniger, es ist ein warmes, wohlbewässertes, recht fruchtbares Land, wenigstens dem größten Theile nach; allein die Kirgisen mögen sich mit dem Feldbau nicht abgeben, sie ziehen lieber, so wie die Kalmücken, mit ihren zahlreichen Heerden von einem Orte zum andern, und behelfen sich mit Fleischspeisen, Milch und Wurzelgewächsen, und damit sie alles besser verdauen können, setzen sie ein gutes Gläschen Arrak darauf.

Lottchen. Wo bekommen sie denn den Arrak her?

Vater. Ihr Arrak ist Milchbranntwein. Ihr werdet euch doch noch vom vorigen Jahre her erinnern, daß er aus saurer Milch gebrannt wird? *)

Nettchen. Bei den Kirgisen ist also auch die schmutzige Kalmükken-Wirthschaft im Gebrauch?

Vater. Nicht anders! sie leben eben so, wie diese, unter Filzjurten, deren oft über tausend beisammen stehen. Im Innern sehen aber die Wohnungen der Vornehmen so gar übel nicht aus.

---

*) Siehe Völker-Gallerie 1ter Theil, Seite 129.

In der Mitte ist zwar immer der Feuerplatz unter der offenen Dachspitze; um denselben herum aber liegen öfters persische Teppiche, bisweilen auch Polster; und die Wände sind nicht selten bei reichen Leuten mit seidenen Zeuchen behangen. Dann ist auch bei ihnen nicht alles so zusammengedrängt, wie bei dem gemeinen Mann: die Weiber, die Kinder, die Vorräthe, die Küche, das kranke Vieh, alles hat seine besondere Jurte.

Julchen. Sie machen also auch einen Unterschied zwischen vornehmen und gemeinen Leuten?

Vater. Das will ich denken; die Kirgisen haben ihre Fürsten und Edelleute so gut wie wir. Ihre Fürsten heißen sie Chan, ihre vornehmsten Edelleute Saltonen, und die geringeren Bü. Ich muß euch aber im Vertrauen sagen, daß sie ihre Fürsten nicht viel estimiren; es thut ein Jeder so ziemlich was er will. Deswegen wollte ich aber doch keinem Kirgisen rathen, einen Mord zu begehen, oder Jemand zu Schanden zu hauen.

Lottchen. Wenn sie es aber doch thun, was geschieht ihnen denn?

Vater. Wer Jemand todt schlägt, der wird ohne Gnade von den Verwandten des Ermordeten wieder todtgeschlagen, und Niemand darf diesen dafür etwas zu Leide thun.

Jeannot. Wenn er aber davon springen?

Vater. Wenn der Mörder entflieht, so muß seine Familie den Verwandten hundert Pferde, zwei Kameele und einen Sklaven geben. Ist aber nur ein Weib, ein Kind oder ein Sklave umgebracht worden, so können die Verwandten nur halb so viel fordern. Haut ein Kirgise dem andern den Daumen ab, so gibt er ihm hundert Schafe, und für den kleinen Finger zwanzig Schafe zur Entschädigung. Den Verlust der Ohren aber kann man einem Kirgisen gar nicht bezahlen. Nein! ohne Ohren unter ihnen umher zu gehen, das ist ein Schimpf, den das Meer nicht abzuwaschen vermag. Ein solcher Mensch wird aber auch gar nicht unter ihnen geduldet; er muß ohne Gnade fort, er mag nun hingerathen wohin er will. — Nach seinen Ohren ist einem Kirgisen der Bart das heiligste Stück an seinem ganzen Körper. Wer ihm im Zorn bei dem Bart anpackt, der beschimpft ihn auf eine unverzeihliche Art, und verfällt in eine harte Strafe.

Julchen. Die Kirgisen führen also Bärte, wie bei uns die Juden?

Vater. Ja! und sie sollen ihnen zu ihren kleinen lebhaften Augen, ihrem ansehnlichen Wuchs und ihrer morgenländischen Kleidung recht gut ste-

hen. Sie tragen nämlich außer dem Oberkleide gemeiniglich baumwollene Unterkleider und Hemden von blauer Leinwand, die von oben bis unten wie ein Schlafrock offen sind, und um den Leib festgebunden werden. Dabei hängt gemeiniglich an ihrem Gürtel eine Pulverflasche, ein Beutel mit Kugeln, Tabaksgeräthe, Messer. Wer keine Leinwand hat, der kleidet sich gemeiniglich in Felle, die, wie bei den Kalmüken, in Milch gegerbt werden.

Wie die Kirgisinnen gekleidet sind, seht ihr aus der Zeichnung Fig. 15. Ihre Unterkleider bestehen gemeiniglich auch, wie bei den Männern, aus blauer Leinwand. Mit der Oberkleidung aber machen sie keinen geringen Staat; man sieht da Röcke von seidenen, oft golddurchwirkten bucharischen Zeugen, und ihr Kopfputz besteht aus der feinsten Leinwand. So paradiren sie nun an der Seite ihrer Männer mit der Tabakspfeife in dem Mund ....

Lottchen. Die Weiber werden doch keinen Tabak rauchen?

Vater. Und warum denn nicht? Sie sind recht starke Raucherinnen; und wenn sie sich ein lustiges Stündchen machen wollen, so verschlucken sie den Rauch. Das ist nun eben so gut, als

hätten sie Wein oder Punsch getrunken; denn sie bekommen davon einen tüchtigen Rausch.

Jeannot. Was, wenn man verschlucken Tabaksrauch, man bekomm einen Rausch?

Vater. Allerdings berauscht der Tabaksrauch.

Jeannot. Bon! laissez-moi faire.

Lottchen. Ich glaube wirklich, Jeannot, du hättest Lust, es zu probiren?

Jeannot. Schweig? Cortinuez, monsieur, je vous en prie. Aben sie denn pipes?

Vater. Ja, sie haben kleine sinesische und auch hölzerne Pfeifen. Dann machen sie sich auch Pfeifen aus Schafknochen. Gar wunderbar aber nimmt es sich aus, wenn vier bis sechs Mann zugleich aus der großen Tobackspfeife rauchen.

Jeannot. Was ist das für eine Feife?

Vater. Das will ich dir sagen. Wenn sie zusammen rauchen wollen, so suchen sie sich einen schicklichen Ort, wo sie bequem auf dem Bauch liegen können. Einer von ihnen sticht alsdann mit einem Pfeifenstiel ein Loch in den Boden, in welches der Tabak gestopft wird; damit aber die Erde nicht zusammenfalle, sondern fest zusammenhalte, so pis't erst einer von ihnen darauf, und nezt sie recht ein.

Jeannot. Ah les cochons! Ich will nicht rauch aus dieser Feife. Comment font-ils donc?

Vater. Sie legen brennenden Zunder auf den Tabak, und dann sticht jeder Tabaksbruder einen hohlen Krautstengel dergestalt schräg in die Erde, daß er unten den Tabak berührt. Das andere Ende nehmen sie hierauf in den Mund, und rauchen tapfer darauf los; wobei sie aber, wie gesagt, sämtlich auf dem Bauche liegen müssen.

Jeannot. Grand bien vous fasse. Wohl bekomm!

Vater. Zu keiner Zeit wird aber unter den Kirgisen mehr geraucht, als wenn sie sich mit einander bereden, zu Felde zu ziehen, und ihr Anführer gewählt wird. Das ist euch alsdann ein Tumult und ein Gewühl, wovon ihr euch keine Vorstellung machen könnt. Wehe aber den armen Leuten, denen ihr Angriff gilt. Denn wenn sie nicht bei Zeit Wind davon erhalten, so kommen sie allemal übel weg. Alle wehrhafte Kirgisen versammeln sich an einem festgesetzten Tag, und an einem bestimmten Ort mit zwei, auch mehrern Pferden, und in voller Rüstung. Um Geld und Lebensmittel bekümmern sie sich aber wenig, denn die wissen sie sich schon bei dem Feinde zu verschaffen. — Bald wird das Zeichen zum

Aufbruch gegeben, und nun fällt das ganze Heer in das Land des feindlichen Nachbars, verwüstet seine Lager, treibt seine Heerden weg, haut alles zusammen, was sich ihm widersetzt, führt seine Weiber, seine Kinder in die Gefangenschaft, und achtet kein Schreien, kein Wehklagen, keine Thränen. So schwärmen sie auf den benachbarten Steppen herum, so lange es etwas zu rauben gibt, oder bis sie des Plünderns müde sind; dann kehren sie von selbst wieder nach Hause zurück. Ich wollte aber den Kirgisen nicht rathen, sich in Händel mit unsern stehenden Armeen einzulassen, denn da sollten sie übel wegkommen? Ihr müßt nämlich wissen, daß die Kirgisen schlechte Waffen haben und elende Schützen sind. Die meisten führen bloß Bogen und Pfeile; andere haben zwar Gewehre, aber ohne Schlösser. Sie müssen sie mit Lunten abfeuern; und dann können sie nicht einmal aus freier Hand schießen, sondern müssen erst vom Pferde absteigen und das Gewehr auf eine Gabel legen, die sie bei sich führen. Mit der Lanze hingegen wissen sie desto besser umzugehen, und mit dieser sind sie wirklich fürchterlich. Hab't ihr denn noch nie von den Kosaken bei der russischen Armee gehört?

Kinder. Ach ja wohl! Sie gingen ja mit dem armen Major von Kleist so übel um, und in dem letzten Krieg war auch so oft von ihnen die Rede.

Vater. Nun gut! die Kosaken sind nichts anders als solche Kirgisen, die unter der russischen Bothmäßigkeit stehen. Die europäischen Soldaten fürchten sich ganz gewaltig vor ihren Lanzen und ihren schnellen und unvermutheten Angriffen; noch furchtbarer sind sie aber in ihrem eigenen Lande, selbst bei Friedenszeiten, den Reisenden, und besonders den Kaufleuten; denn keiner darf sich unter ihnen blicken lassen, ohne ausgeplündert und in die Sklaverei geführt zu werden.

Nettchen. Davor werden sich aber die Kaufleute wohl bedanken und schön zu Hause bleiben.

Vater. Das thun sie auch. Wollen daher die Kirgisen europäische Waaren haben, so müssen sie solche selbst in den russischen Städten zu Orenburg, Troitz u. s. w. holen.

Julchen. Haben sie denn Geld?

Vater. Sie brauchen keines, wenn sie nur recht Pferde, Rindvieh, Schafe, Felle, Kameelhaare und dergleichen mitbringen; und daran fehlt es den Kirgisen Gottlob nicht, denn da ist mancher reiche Mann, der eine Heerde von fünftausend Pferden, zweihundert Kameelen, zweitausend

Stück Hornvieh und zehntausend Schafen auf der Weide hat; die gemeinen Hirten besitzen aber nicht leicht unter zwanzig bis funfzig Pferden, halb so viel Rindvieh, gegen hundert Stück Schafe und zwanzig bis funfzig Ziegen.

Lottchen. Also wie bei den Kalmücken *). Und was tauschen sie denn von den Russen ein?

Vater. Rothe Tücher, seidene und wollene Waaren, fertige Stiefeln, Bänder, Leibbinden, goldene Borden, Nähnadeln, Fingerhüte, Zwirn, Kessel, Dreifüße, Reitzeug, Feuerzeuge, Mehl, Grütze u. s. w. Von den Bucharen aber bekommen sie Waffen und Kleider.

Nettchen. Mit ihren großen Heerden werden sie vermuthlich auch von einem Orte zum andern ziehen, wie die Kalmücken?

Vater. Allerdings! Im Sommer halten sie sich in den nördlichen, im Winter in den südlichen Gegenden ihres Landes auf. Da treffen sie nun gar manchmal mit den Kalmücken zusammen, und werden so sterblich in ihre Töchter verliebt, daß sie sie ihnen abkaufen.

Lottchen. Als Sklavinnen?

Vater. Nein! als Weiber. Jeder Kirgise hat die Erlaubniß, vier Weiber zu heirathen; der ge-

---

*) Siehe Völker-Gallerie 1ter Theil, Seite 125.

meine Mann begnügt sich aber gemeiniglich mit einer einzigen. Sind der Frauen mehrere vorhanden, so muß jede ihre eigene Jurte oder Hütte haben.

Jeannot. Apparemment, damit sie sich nicht schlagen um den Mann.

Vater. Das wohl nicht; aber damit jede bequem ihre Kinderchen pflegen kann; denn auf ihre kleine Kirgischen sind sie außerordenklich stolz, und geben ihnen die schmeichelhaftesten Namen. Je mehr eine Frau Kinder bekommt, desto höher wird sie geachtet; hat aber eine das Unglück, ganz kinderlos zu bleiben, so wird sie mit der größten Geringschätzung behandelt, und muß sich gefallen lassen, den andern aufwarten.

Die Weiber und erwachsenen Töchter melken das Vieh; die Söhne hüten es, und sehen darauf, daß sich keines verlaufe. Es ist auch das Geschäfte der Weiber, einen Theil der Lämmer in Leinewand einzunähen, damit sie eine recht zarte Wolle bekommen, und ihr Fell desto theurer verkauft werden kann; die Männer reiten dagegen zur Lust auf die Jagd und schießen Wölfe, Füchse, Dachse, Hirsche, Rehe, Hermeline, Iltisse, Gemsen, wilde Esel rc. Aus dem Fleisch solcher Thiere machen sie sich aber wenig; da

schmecken ihnen weit besser ihre breitschwänzigen Schafe und Lämmer, welche auch wirklich so delikat seyn sollen, daß man sie bis nach Petersburg in die Hofküche versendet.

Auf solche Art führen die Kirgisen meistentheils ein sorgenfreies Leben, bei welchem sie oft sehr alt werden. Endlich klopft aber doch der feindselige Knochenmann an ihre Thür, und sie müssen mit ihm fort ins Grab. Da entsteht nun ein großes Wehklagen in der ganzen Familie; allein umsonst, kein Schreien, keine Thränen rufen den Todten ins Leben zurück. Man sieht sich genöthigt, den Leichnam des geliebten Vaters der Erde zu übergeben, und zum Zeichen, wo er ruhet, bedeckt man seinen Grabhügel mit Steinen. Das beste Kleid des Verstorbenen wird aber zerschnitten, und stückweise zum Andenken unter seine Freunde vertheilt, die es sorgfältig aufheben. Reiche und Vornehme wollen gerne bei ihren Chanen oder Fürsten, oder doch wenigstens bei ihren Verwandten begraben seyn; man ladet die Leichname daher auf Pferde oder Kameele, und bringt sie oft hundert Meilen nach ihrer Ruhestätte; geht solches aber im Sommer der Wärme wegen nicht an, so schneidet man ihnen erst vorher alles Fleisch vom Geripe, begräbt es nebst den Ein-

geweiden in der Nähe, und schickt bloß die Gebeine an den bestimmten Ort. Alle Jahre wird dann auf den Gräbern der Verstorbenen ein Todtenfest gefeiert, wobei die Kirgisen, ob sie gleich längst schon Muhamedaner sind, noch nach heidnischem Gebrauch Pferde opfern und verzehren.

Laßt ruhn, laßt ruhn die Todten, sprach hier die Mutter; mein Ofer für die Lebendigen ist schon längst in Bereitschaft; es besteht aber nicht in Pferdefleisch, auch nicht in Lämmerbraten, sondern in recht gutem eingemachten Kalbfleisch.

Die Kinder. Lustig, zu Tische!

Funfzehnter Abend.

Die Usbecker Tartaren.

Eine Nation vom kaspischen Meere.

Tab. VIII. Fig. 16.

Schon war die ganze Familie versammelt, und selbst der Vater hatte bereits seinen Platz im Grosvaterstuhl eingenommen, aber immer noch fehlte Jeannot. Lottchen sprang auf, und rufte ihn mit ihrer Silberstimme im ganzen Hause, doch niemand wollte antworten, bis endlich ein

einquartirter französischer Krieger den Kopf zu seiner Kammerthür herausstreckte und lachend sagte: Il est chez moi, Mademoiselle; il va venir tout à l' heure.

In der That kam einen Augenblick darauf Jeannot, bleich wie der Tod, in das Zimmer, redete kein Wort, und entfernte sich wieder schneller, als er gekommen war.

Geht ihm doch nach, sprach der Vater. Seht ihr denn nicht, daß ihm etwas fehlt. — In eben dem Augenblick stand er selbst auf, und die ganze Familie folgte dem armen kranken Schelm ganz ängstlich in seine Kammer, wo er sich auf sein Bette geworfen hatte, und ganz erbärmlich winselte.

Was fehlt dir denn, mein Sohn, fragte der Vater, voll innigen Mitleids; du hast dich ja heute den ganzen Tag so wohl befunden. Sprich doch, hast du denn etwas schädliches gegessen?

Jeannot, anstatt zu antworten, machte ein Zeichen, daß man ihm vom Leibe gehen sollte, und in eben dem Augenblick sprühete sein ganzes Mittagessen, und was er sonst in seinem Magen hatte, zu seinem Munde heraus. Alle Kinder fuhren erschrocken zurück; Julchen lief fort und holte die Mutter; die Magd kam herbei, und machte ein gar fatales Gesicht, als sie sah, wie

schön

schön der Stubenboden zugerichtet worden war; niemand aber konnte dem armen Patienten helfen. Selbst als er nichts mehr von sich zu geben hatte, dauerte der Reiz zum Erbrechen noch fort, und ängstigte ihn dergestalt, daß große Schweißtropfen auf seiner Stirne standen.

Das alles geht nicht natürlich zu, sprach die Mutter. Es laufe schnell Jemand zu dem Arzte; wir lassen ihn ersuchen, den Augenblick zu kommen, und gleich mitzubringen, was er in einem solchen Falle für das dienlichste hält.

Babet lief fort und blieb nicht lange aus. Wissen Sie, sprach sie lachend, was Ihrem Patienten fehlt? Er hat unten bei unserm Franzosen Tabak geraucht, und hat allen Rauch verschlungen.

Ha, ha, ha, ha! schrieen die Kinder, er wollte es machen wie die Kirgisen; wollte sich ein Räuschchen anrauchen, hatte aber keinen Kirgisen Magen. Ach du armer Jeannot! —

Das Erbrechen hatte nunmehr nachgelassen. Der Vater verordnete, daß sogleich ein Glas guter alter Wein geholt werden sollte, welchen er dem Patienten trinken ließ, und nun verfiel derselbe in einen tiefen Schlaf, in welchem er von Niemand gestört werden durfte.

Es kam der ganze Vorfall den Kindern jetzt äußerst komisch vor, und da er weiter keine üble Folgen hatte, so machte er ihnen vielen Spaß. Sie nahmen sich vor, den vorwitzigen Jeannot recht damit zu plagen, und die schelmische Lotte machte sich ein eigenes Geschäfte daraus, den Satz aus mehr als zehn Arzeneigläsern zusammen zu gießen, um Jeannot morgen zu überreden, er müsse solchen auf Verordnung des Arztes einnehmen. Die Magd war indessen gar nicht zu dem Doktor gekommen, weil sie im Vorbeigehen die ganze Geschichte von dem Soldaten erfahren hatte, und wohl einsah, daß sich bald die Sache von selbst geben würde.

Als endlich alles wieder ruhig war, nahm die kleine Familie, nebst dem Vater, ihren Platz wieder ein; Jeannots Stuhl blieb aber für diesmal unbesezt.

Ich erzähle euch heute von den Usbekischen Tartaren, sprach der Vater! da wir aber den größten Theil der Zeit mit unserm kirgisischen Tabakraucher verlohren haben, so werde ich mich etwas kurz fassen müssen; das kann ich aber auch um desto leichter, da die Usbecker in ihrer Lebensart vieles mit den Kirgisen gemein haben. Sie führen ebenfalls ein Nomadenleben, und ziehen

mit ihren Heerden bald da • bald dorthin, und rauben und stehlen wie die Raben.

Sie wohnen hier auf der östlichen Seite des kaspischen Meeres. Im Winter halten sie sich in ihren Städten auf, denn sie haben wirklich Städte und Dörfer; im Sommer aber lagern sie sich meistens an den Fluß Amur, oder an andern Orten, wo sie Weide für ihr Vieh finden, und von da aus überfallen sie bald ihre Nachbarn, die Perser, bald die Bucharen; plündern sie aus und führen sie mit Weibern und Kindern in die Sklaverei: da hilft kein Friede, kein Waffenstillstand! Sie lassen sich in der Güte durchaus nicht abweisen; nur wenn sie mit recht blutigen Köpfen nach Hause geschickt werden, verhalten sie sich eine Zeit lang ruhig.

Ich muß euch bekennen, das ich äußerst ungehalten über dieses Raubgesindel bin. Könnten sie sich denn nicht mit ihrem schönen Vieh begnügen und ihre Nachbarn in Ruhe lassen? Könnten sie es nicht wie ihre Brüder, die Turkomannen, halten, die ebenfalls unter die Usbeckischen Tartaren gehören; aber sich ganz allein mit ihrer Viehzucht beschäftigen, und ihre einzige Freude an ihren Kameelen, Pferden und Schafen haben? Es ist euch aber auch eine Lust, eine solche Heerde anzusehen. Es finden sich Schafe darunter, so groß wie kleine Esel, mit

Fettschwänzen, die sechzig bis achtzig Pfund wiegen. Auch fehlt es in jener Gegend nicht an wilden Schafen und Pferden, welche die Tartaren mit Habichten jagen.

Julchen. Wie so denn mit Habichten?

Vater. Wenn sie ein solches Pferd gewahr werden, so lassen sie den Habicht, der schon dazu abgerichtet ist, in die Luft steigen. Er fliegt hoch über demselben eine Zeit lang immer im Kreise herum, bis er endlich seine Zeit in Acht nimmt, plötzlich auf den Kopf des Pferdes herabschießt, sich mit seinen scharfen Krallen anklammert, und demselben mit seinem furchtbaren Schnabel so lange in den Kopf und in die Augen hackt, bis es ganz abgemattet ist. Alsdann eilt der tartarische Jäger, der ihm immer in der Ferne nachfolgt, auf seinem Klepper daher, und gibt dem armen Thier vollends den Rest.

Nettchen. Was machen sie denn nun mit dem todten Pferde?

Vater. Ei nun, sie halten einen Schmaus und traktiren ihre Freunde damit; denn sie finden nichts delikater als Pferdefleisch. Pferde- und anderes Fleisch ist ihre einzige Nahrung, denn sie pflügen und säen nicht, und haben folglich weder Brod noch Gemüse. Mit ihrem Vieh tauschen sie sich

auch Waffen, Kleidungsstücke und alles ein, was sie sich nicht selbst verfertigen können. Unter den Turkomannen sollen sich jedoch schon recht geschickte Handwerker und Künstler befinden; denn sie verfertigen unter andern auch Feuergewehre, Säbel, Schrot, Pulver.

Von ihrer Kleiduag sage ich euch nichts; denn ihr seht sie auf der Zeichnung Fig. 16. abgebildet. Ihre Fürsten nennen sie Chan; ihre Religion ist die muhamedanische; deswegen ist auch die Vielweiberei und das Verbot des Weines bei ihnen eingeführt. — —

Ich bin für heute zu unruhig, meine Kinder. Wir wollen die Usbeckischen Tartaren, da wir es doch nicht hindern können, bei ihren Nachbarn rauben, plündern und Pferdefleisch essen lassen, und dafür lieber nachsehen, was unser Kirgise macht.

Die ganze Familie stand hier auf und schlich sich leise in Jeannots Zimmer, der noch immer in tiefem Schlafe lag, und durch die genossene Ruhe seine gesunde Farbe wieder erhalten hatte, so daß man mit Recht hoffen konnte, daß er bald ganz gesund wieder aufstehen würde. Man ließ ihn ruhen und setzte sich zu Tische.

Sechszehnter Abend.

Die Wotjaken.

Eine Nation im innern Asien.

Tab. IX. Fig. 17.

Die muthwillige Lotte, deren einziges Vergnügen es war, ihre kleinen Freunde und Freundinnen zu necken, hatte den ganzen Tag über unsern Kirgisen mit ihrem Arzeneiglase nicht wenig geängstiget. Schon des Morgens, als er noch zu Bette lag, kam sie mit einem Löffel, und wollte, er sollte einnehmen; sie hatte auf das Fläschchen einen Zettel mit der Aufschrift geheftet: Alle halbe Stunden zwei Löffel voll zu nehmen, und deswegen erschien sie auch pflichtlich alle halbe Stunden, und drang darauf, daß er sich regelmäßig auskurirte. Jeannot vermaß sich hoch und theuer, daß ihm nichts fehlte, und daß er keinen Tropfen Arzenei einnehmen würde; allein da half nichts; nur das erstemal ließ sich Lottchen abweisen, das zweitemal aber nahm sie die Mutter zu Hülfe, und da mußte sich der unberufene Tabakracher nolens volens dazu bequemen. Er

schnitt, wie man leicht denken kann, zum großen Vergnügen der Kinder, ganz verzweifelte Gesichter; es kümmerte sich aber Niemand etwas darum, und er mußte sich gefallen lassen, nach und nach das halbe Glas mit dem größten Eckel einzunehmen. Auf Verordnung des Vaters war aber schon den Abend vorher die zusammengegossene Arznei weggeschüttet und durch aufgelößten dicken Lakrizensaft ersetzt worden, den sonst der Herr Jeannot sehr gerne naschte; jetzt aber, weil er glaubte, es sey Medicin, mit solchem Abscheu verschluckte, daß er gar nicht merkte, was es war. Die Kinder wollten sich über die abscheulichen Grimassen, die er dabei machte, zu Todte lachen; dadurch aber brachten sie ihn endlich in eine solche Wuth, daß er auf das Arzneiglas losfuhr, und es, ehe man es verhindern konnte, mit aller Gewalt zum Fenster hinaus an einen Stein schleuderte, an dem es in tausend Trümmer zersplitterte. Jetzt erst wurde ihm gesagt, was er eingenommen hatte, und nun wurde er auch von Vater und Mutter recht herzlich ausgelacht; ihm selbst aber kam nunmehr die ganze Scene so spaßhaft vor, daß er sich nicht enthalten konnte, selbst mitzulachen.

So verstrich nun der ganze Tag sehr vergnügt, und es rückte unvermerkt die Abendstunde zur Er-

zählung herbei. Tische und Stühle wurden in Ordnung gebracht, die Karte wurde geholt, die Zeichnungen vorgelegt, und nun hub der Vater folgendermassen an:

Unser Marsch geht heute von den östlichen Ufern des kaspischen Meeres nach dem mittlern Asien in die Gegend von Casan, wo die ehrlichen, friedliebenden, aber doch lustigen Wotjaken hausen, und sich in ihren Dörfern mit dem Feldbau und der Bienenzucht beschäftigen. Kehrt euch nicht an ihre rothen Haare und Bärte; man ist bei uns ein wenig wider diese Farbe eingenommen; es gibt aber unter den Wotjaken gar manchen Biedermann mit rothem Kopf und edlen Herzen. Glaubt aber ja nicht, daß durchaus ihr Haar roth ist; nein, es gibt auch sehr viele Leute mit schwarzen, braunen und blonden Haaren unter ihnen; wenn also Jeannot Lust hätte, sich künftig eine Frau unter den Wotjaken zu kaufen, so brauchte es nicht gerade eine rothhaarige zu seyn.

Jeannnot. Grand merci. Seynd sie sonst aimables?

Vater. Sie sollen ein wenig klein – aber schüchtern, sittsam und schamhaft seyn; und das sind sehr schöne Tugenden an einem jungen Frauenzimmer. Ob uns Deutschen auch ihre braune Farbe

und ihre kleine blinzende Augen gefallen würden, muß ich freilich bezweifeln. Auch habe ich euch im Vertrauen zu sagen, daß man sie für etwas dumm und ein wenig grob hält.

Jeannot. Rothe Aare, dumm, grob, kleine Aeugelein .... ab nik Lust, eine Wotjake su kaufen. Was kosten sie?

Vater. Fünf bis funfzehn Thaler.

Nettchen. Nun das wäre wahrhaftig nicht viel für eine Frau.

Jeannot. Mag sie nik umsons.

Vater. Du solltest sie nur in ihrem Staat mit ihrer fußhohen Genadier-Mütze von Birkenrinde sehen, die aber in unserer Zeichnung nicht abgebildet ist, da würde sie dir schon gefallen. Sieht sie nicht schon stattlich genug mit den zierlichen Schärpen oder den Bändern aus, die ihr über den Rock herab hangen und von oben bis unten mit kleinen Silbermünzen oder Blechen besetzt sind? Genug, die Wotjaken sind nicht so eckel, wie du; es gefallen ihnen ihre Mädchen recht wohl, und wenn sie ihnen der Vater nicht gutwillig für einen billigen Preis geben will, so stehlen sie sie ihm des Nachts aus dem Bette heraus.

Die Kinder. O ho!

Vater. Nicht anders! Sie nehmen ein Paar handfeste Spisgesellen zu Hülfe, rücken des Nachts unversehens an, holen das Mädchen aus der Kammer, setzen es auf ein Pferd, und jagen mit ihr davon. Oft entsteht freilich Lärm bei dergleichen Ueberfällen; oft holt man auch den Räuber noch unterwegs ein; dann setzt es tüchtige Schläge und die Braut wird ihm wieder abgenommen. Bringt er sie aber glücklich nach Hause, so muß sich der Vater mit dem zudringlichen Schwiegersohn vergleichen, und dann geht es an die Hochzeit, zu welcher Gäste in Menge gebeten werden. Ich hätte beinahe Lust, euch zu erzählen, wie sie es bei ihrer Hochzeitfeier halten.

Die Kinder. O erzähle es uns doch! Bitte, bitte!

Vater. Die Braut wird fürs erste in einem besondern Zimmer auf das stattlichste heraus geputzt, und dann in vollem Staate mit ihrer Grenadiermütze den Gästen vorgeführt. An der Stubenthüre ist ein Tuch ausgebreitet; auf diesem bleibt das Mädchen stehen, bis der Geistliche einen Becher Bier geopfert, und den jungen Brautleuten Brod, Kinder und Reichthum bei den Göttern bestellt hat. Das geweihte Bier läßt er hierauf von Braut und Bräutigam austrinken, und dann

hat die ganze Trauungszeremonie ein Ende. Ein Brautmädchen gibt hierauf Bier und Meth herum; die Braut aber legt sich vor jedem Gaste, bis er ausgetrunken hat, bittend auf die Kniee. Nachher wird geschmaußt, getrunken und getanzt. Kurze Zeit nach der Vermählung erscheint der Vater der Braut, besieht die neue Haushaltung, und nimmt die Tochter auf etliche Monate, auch wohl auf ein volles Jahr, mit sich nach Hause. In dieser ganzen Zeit kleidet sich die junge Frau wieder als Mädchen, und arbeitet theils für sich, theils für die Aeltern. Wenn sie der Mann hierauf wieder holt, so stellt sie sich anfangs, als ob sie nicht mit ihm wollte; läßt sich am Ende aber doch bereden, und nun gibt es einen neuen Schmaus, nach welchem die junge Frau ihren Mann nicht mehr verläßt. Von nun an spinnt und webt sie Tuch und Leinwand im Winter, und hilft ihrem Ehemahl im Sommer zu seinen Feldarbeiten, oder verkauft ihm seine Drechslerwaaren; denn unter den Woljaken befinden sich auch viele geschickte Drechsler, welche Schalen, Spindeln, lakirte Gefäße und andere solche Arbeiten verfertigen. Noch häufiger aber beschäftigen sich die Männer im Winter mit der Jagd, wo sie Bären, Füchse, Wölfe, Hasen, Eichhörnchen, theils mit Flinten

und Büchsen, theils mit Bogen und Pfeilen schiessen. Am Freitag aber würden sie um keinen Preis auf die Jagd oder sonst an eine Arbeit gehen, denn der Freitag ist ihnen noch heiliger, als uns der Sonntag, und sie sind überzeugt, daß sie der Teufel nach dem Tode in einen Theekessel sieden würde, wenn sie einen so heiligen Tag durch Arbeit entweiheten.

Nettchen. Wenn das ist, so sollen sie doch ja das Arbeiten bleiben lassen. Das Betrinken an ihrem Sonntag werden sie aber eben so wenig für eine Sünde halten als die Christen.

Vater. Ach die Woljaken waren ehedem entsetzliche Säufer; sie verstanden selbst die Kunst Branntwein zu brennen, und tranken sich darinn oft toll und voll. Schon längst hat aber die russische Regierung ihnen die Freiheit, Branntwein zu brennen, genommen; jetzt also müssen sie ihn kaufen, und seitdem sind sie nüchterner. Es sind die Wotjaken außerordentlich arme Leute; man sieht da nie so reiche Bauern wie bei uns; sie machen daher auch wenig Staat. Meistens gehen sie russisch in grobes weißes Tuch gekleidet, und tragen auch eine russische Mütze; dabei haben sie am Gürtel ein Messer und ein Futteral zu ihrem Beile hangen.

Viele Wotjaken bekennen sich jetzt zur christlichen Religion; es gibt aber doch auch noch Heiden unter ihnen, die den Gott Inmar, und dann einen Gott der Erde und des Gedeihens anbeten, und ihm Opfer bringen. Ist im Frühjahr die Sommersaat glücklich verrichtet, so wird ein Opfer angestellt, und ihr Gott brünstig angefleht, daß er das ausgestreute Korn segne; rückt die Heuernte heran, so opfert man ihm Buntspechte und bittet um gutes Wetter; ist endlich die Erndte glücklich vorüber, dann bitten sie nicht mehr, sondern sie kommen mit dankbarem Herzen und opfern ein Pferd, einen Stier, ein Schaf, eine Gans und eine Ente. Dabei wenden sie sich gegen die Mittagssonne, und sprechen: Gott des Gedeihens, wir opfern dir einen rothen Hengst, einen weißen Stier, einen fetten Widder für die uns geschenkte glückliche Erndte; bewahre uns vor Krankheiten und so weiter ꝛc.

Stellen sich aber dessen ungeachtet Seuchen unter ihnen ein, so opfern sie dem Inmar ein schwarzes Schaf, und bitten ihn, daß er dem Teufel, den sie die Krankheit zuschreiben, sogleich befehlen möchte, sich zu packen. Sie ihrer Seits stehen ihrem Gotte hierin treulich bei, denn während das Opferfleisch sieden, nimmt jeder einen

derben Knüttel, geht damit in seine Wohnung, und fängt an, den Teufel fortzuprügeln, wobei er aus vollem Halse schreit: Willst du fort, du höllischer Satan, willst du fort! Der Teufel, wie ihr leicht denken könnt, ist auch bei den Wotjaken unsichtbar; sie hauen also bloß in der Luft herum, deswegen soll er aber doch Schläge genug davon tragen, und sich oft mit Beulen am Kopf und blauen Augen aus der Hütte flüchten.

Läßt sich aber der fatale Gast, der Schläge ungeachtet, nicht vertreiben, und müssen die Wotjaken am Ende sterben, so wäscht man sie ab, und kleidet sie sauber an, legt einen Kuchen auf ihre Brust, und läßt bei ihrer Leiche eine Kerze brennen. An dem Begräbnißtage wirft man einige kleine Münzen in das Grab und spricht: Erde gib Platz! man legt dann nebst der Leiche auch einen Kessel, ein Beil, Leisten zu Schuhen, und was der Verstorbene noch sonst im Himmel gut brauchen kann, hinein, und streut die Brocken von drei hartgesottenen Eiern darauf, damit der Verewigte auf dem Wege zum Paradies nicht Hungers sterbe. Indeß das Grab mit Erde zugeworfen wird, zündet man vor dem Sterbehause ein grosses Feuer an, über welches die Leichenbegleitung, nach ihrer Zurückkunft vom Grabe, Luftsprünge

macht; und nun reiben sie sich alle die Hände mit Asche, baden sich, verwechseln die Kleider, und setzen sich nachher zu Tische, wo sie sich unter Essen und Trinken der guten Eigenschaften des Verstorbenen und ihres eigenen Sterbestündleins erinnern.

Siebenzehnter Abend.

Die Tschuktschen.

Eine Nation im nordöstlischen Sibirien.

Tab. IX. Fig. 14.

Ich führe euch heute, meine Kinder, quer durch ganz Asien, hub der Vater an, bis zur nordöstlichsten Spitze von Sibirien, wo die wilden, harten, rohen, grausamen Tschuktschen in ihren Winterhütten wohnen. Wohl uns, daß uns der gütige Himmel nicht in ihrem traurigen, morastigen, felsigen, unfruchtbaren, baumleeren und rauhen Lande geboren werden ließ. Wie unglücklich wären wir, wenn wir neun Monate vom Jahr in ihren stinkenden Wohnungen unter der Erde leben und uns mit krepirten Rennthieren, Aas von gestrandeten Wallfischen, und mit geräucherten Bären begnügen sollten. Nein, da lobe ich mir wieder unsere bequemen europäischen Häuser, unsere gutverwahrten Zimmer, warme Oefen

und weiche Betten, in denen sichs viel besser schläft, als auf einem harten Lager von Erde, auf welches bloß einige Bärenfelle ausgebreitet sind. Und um wie viel besser sind unsere Oefen, als die Thranlampe der Tschuktschen, die zwar ein ziemlich großes Feuer macht, auf welchem die Speisen gekocht werden können, die aber zugleich die ganze Wohnung mit Dampf und Gestank erfüllt. Doch was soll ich euch von ihren Hütten noch mehr sagen? Es geht in denselben nicht besser und reinlicher zu, als bei den Grönländern, Kamtschadalen und Samojeden *). Ein Europäer, der etwas besseres gewohnt ist, möchte vor Eckel unter ihnen sterben.

Julchen. Sind sie denn so arm an Vieh, daß sie nur krepirte Thiere essen?

Vater. Ei, nichts weniger! Es soll mancher Tschuktsche über zehntausend Rennthiere besitzen, worunter vielleicht ein Paar hundert zu viel gezählt sind. Da es bei so großen Heerden nicht an todtem Vieh fehlt, so wollen sie das lebendige nicht gerne umbringen. Ihr seht wohl, die Tschuktschen sind ökonomisch, aber doch könnten sie noch viel ökonomischer seyn, denn sie melken nicht ihre Thiere, und

---

*) Siehe Völker-Gallerie 1ter Theil, p. 51. 157. und 175.

und haben folglich weder Milch, noch Butter, noch Käse, und das alles würde ihnen doch in ihren langen Winternächten treflich zu statten kommen. Desto besser aber benutzen sie das Blut der Rennthiere zu Blutwürsten, mit denen sie euch regaliren werden, wenn ihr vielleicht einmal bei ihnen einkehren wollt.

Die Kinder. Wir versichern, daß wir mit unsern deutschen Würsten recht gut zufrieden sind.

Vater. Ihr könnt auch bei ihnen geräucherte Fische und einen Schnaps von Fliegenschwamm haben.

Nettchen. Wofür wir ebenfalls gehorsamst danken. — Doch vielleicht hat Jeannot Lust dazu, weil er so gern ein Räuschchen hätte.

Jeannot. Qu'est-ce que c'est qu'un Flickenscham?

Vater. Fliegenschwamm willst du sagen; champignon à mouches. Sie sieden diese Schwämme ab und trinken die Brühe, welche sie eben so sehr berauscht, wie Branntewein. In dem Lande der Tschuktschen ist es aber so kalt, daß dergleichen Schwämme gar nicht mehr daselbst wachsen; sie müssen sie daher von den Kamtschadalen kaufen.

So roh die Tschuktschen auch sind, so beweisen sie sich doch äußerst gastfrei gegen Fremde,

und setzen ihnen von allen ihren Leckerbissen vor, wozu im Sommer noch wilde Früchte und allerlei Wurzelgewächse kommen. Sie machen auch in den Sommermonaten ihren Gästen manches andere Vergnügen; sie nehmen sie mit sich auf die Jagd, auf den Fischfang; sie fahren sie spazieren in Kähnen von Walfischribben, die mit Seehundfellen überzogen sind, und zeigen ihnen ihre Geschicklichkeit in dem Gebrauch ihrer Waffen, die in Bogen, Pfeilen, Spießen mit knöchernen Spitzen, Schleudern und dergleichen bestehen.

Lottchen. Warum denn Spitzen von Knochen? Haben sie denn kein Eisen.

Vater. Nein! sie haben weder eisernes noch metallenes Geräthe; selbst ihre Messer sind von Steinen und ihre Pfriemen von Knochen. Durch die Russen werden sie nun aber bald bequemere Werkzeuge bekommen, und wirklich sollen sie auch schon an der Seeküste eiserne Speere führen, wozu sie das Eisen wahrscheinlich von den Seefahrern eintauschen.

Nettchen. Du hast uns ja noch gar nichts von ihrer Kleidung gesagt?

Vater. Ihr seht sie ja in der Zeichnung Fig. 18. abgebildet; sie kleiden sich meistens in Thierfelle. In unserer Zeichnung erscheinen aber

die Tschuktschen als große Leute, da sie doch nur ein kleines, diebisches und falsches Gesindel sind, das aber durch Muth ersezt, was ihnen an Größe abgeht. Denkt nur, man behauptet, ein Mädchen bekomme unter ihnen keinen Mann, wenn sie nicht Proben von ihrer Geschicklichkeit im Stehlen abgelegt hat.

Julchen. Und da bestehlen sie sich einander selbst?

Vater. Nein, in ihrem Stamm dürfen sie einander nichts rauben; in fremden Stämmen aber ist ihnen Raub und Mord erlaubt.

Julchen. Was sagen denn nun aber ihre Fürsten und ihre Geistlichen dazu?

Vater. Ach liebes Julchen, sie haben keine Fürsten; und ihre Geistlichen, die selbst so roh sind, wie das Volk, stellen sich nicht vor, daß die Bestehlung eines Fremden etwas unerlaubtes sey. Ihr müßt überdem wissen, daß die Tschuktschen allzumal Heiden sind, und nur ein kleiner Theil von ihnen unter russischer Bothmäßigkeit steht. Was für Götter sie aber anbeten, das kann ich euch selbst nicht sagen; nur so viel weiß ich, daß sie die Sonne zum Zeichen bei einem feierlichen Versprechen anrufen, und sie vielleicht in der Stille auch göttlich verehren . . .

Bis hieher war der Vater mit seiner Erzählung gekommen, als Jemand an der Thür pochte. Es wurde gerufen: herein! und siehe, da kam ein alter Freund des Hauses, Herr W., der einen kurzen Abendbesuch machen wollte. Er war ein freundlicher lieber Mann, der sich gern zu den Kindern herabließ, und viel Vergnügen an ihren kindischen Spielen fand. Sein Besuch erregte daher große Freude. Er machte sich manches Späßchen mit Lottchen, Julchen und Nettchen; bei dem kleinen Ludwig aber erkundigte er sich nach seinen Fortschritten im Lernen, und ermunterte ihn durch seine Lobsprüche zu fernerem Fleiß.

Als Herr W. sich eine Zeitlang mit den Kindern ausgeplaudert hatte, fing er an, mit dem Vater von ernsthafteren Geschäften zu sprechen, und nun schlichen sich die kleinen Leute allmählig zur Thüre hinaus, und sprangen über den Weg zu Nettchens Mutter, wo sie sich ungestört ihrer lustigen Laune überlassen konnten, denn Tante C. war nichts weniger als mürrisch, im Gegentheil, niemand konnte herzlicher, als sie, die tollen Einfälle der Kinder belachen.

Herr W. saß schon eine gute halbe Stunde zu Hause bei dem Vater, als die Mutter hereinkam, und ein ganz wunderliches Männchen

meldete, das mit dem Vater zu sprechen verlangte.

Wer ist er denn, fragte der Vater?

Das weiß Gott, antwortete die Mutter; ich glaube, es ist ein Tschuksche, oder ein Wotjake, oder ein usbekischer Tartar; er hat wenigstens eine ganz wunderbare Figur.

Nun, so lasse ihn nur hereintreten, sprach der Vater; was will er denn?

In eben dem Augenblick öffnete sich die Thür, und siehe, da kam eiu kleines Männchen herein, mit einer kugelrunden Perrüke, die aussah, wie ein Storchnest, und mit einem langen weiten Rock, der bis zur Erde herabging; dabei hielt er ehrerbietig einen dreieckigen Hut vor das Gesicht, und war so schüchtern, daß er kein Wort redete.

Was beliebt Ihnen, fragte der Vater, mein lieber Freund; kann ich Ihnen mit etwas dienen?

Es erfolgte keine Antwort.

Sind Sie denn von hier?

Nein! antwortete jetzt eine kleine verdächtige Stimme.

Herr W., dem besonders auch die kleinen zarten Händchen des alten Kerls aufgefallen waren, stand jetzt auf und zog ihm den Hut vom Gesichte weg, und nun zeigte sich's bald, daß der usbekische

Tartar niemand anders als die ausgelassene Lotte war, die ihres Onkels Perrüke aufgesetzt und seinen Ueberrock angezogen hatte. Die ganze Familie lachte sich satt, über den Contrast, den ein so junges Gesicht mit dem alten Anzug machte, und Lottchen ihrer Seits freute sich nicht wenig, daß sie eine Zeitlang von ihrem eigenen Vater nicht war erkannt worden.

Unter Lachen und Schwatzen rückte endlich die Essensstunde heran! Herr W. ward zu Gaste gebeten, und nach dem Abendessen wurden gar manche lustige Spiele gespielt, die alt und jung gleich viel Vergnügen machten.

Achtzehnter Abend.

Die Finnen.

Eine Nord-Europäische Nation.

Tab. X. Fig. 19.

Von den Ufern des Eismeers kommen wir heute in einen viel gemäßigtern Himmelsstrich, zu den Finnen, wo wir zwar nicht sehr viele, aber doch gut gebaute Städte und Dörfer, besonders aber schöne Bauernhöfe und fleißige Ackerleute antreffen, die im Sommer friedsam Roggen und Gerste

bauen, im Winter aber mit ihren geschäftigen Frauen und Töchtern Tuch weben und färben, oder auf die Jagd gehen, oder im Walde arbeiten. In den Städten hingegen treiben die Bewohner Handel und allerlei städtische Gewerbe, oder beschäftigen sich mit dem Schiffbau. Kurz, man lebt und webt in Finnland, wie man bei uns und in den meisten gebildeten europäischen Staaten zu leben pflegt, wo Künste und Gewerbe blühen. Ihr müßt aber Finnland nicht mit Finnmark im nördlichen Norwegen verwechseln, denn dort haußt man ganz nach Lappenmanier, und liegt in beständigen Kriegen mit den Bären, welche sich öfters die Freiheit nehmen, ein Paar Rennthiere für ihre Familie abzuholen. Im nördlichen Finnland hat man zwar auch noch Bären und Rennthiere, aber sie sind da schon selten, und in dem südlichen sieht man gar keine mehr. Die Rennthiere sind Freunde eines kalten Klima; im südlichen Finnland ist es ihnen schon zu warm, und wenn man sie dahin bringt, so sterben sie bald; dagegen gedeihet da desto besser das Rindvieh, ob es gleich durchaus viel kleiner bleibt als bei uns.

Soll ich euch sagen, wie die Bauerhöfe der Finnen eingerichtet sind? Sie enthalten gemeiniglich eine Winter- eine Sommer- und eine Back-

stube; dabei befinden sich auch Korn- und Heuscheuern, Ställe, Korndarren, und was die Hauptsache ist, eine Badstube, denn ohne sich zu baden, kann der Finne nicht leben. Wenn ich aber von Bädern rede, so verstehe ich darunter Schwitzbäder, und dabei geht es folgendermassen zu. Es wird ein grimmiges Feuer in dem Ofen angeschürt, und eine große Menge Steine glühend gemacht, die man in eine Ecke der Stube wirft und mit Wasser begießt. Dadurch entsteht nun ein dicker heißer Dampf, in welchem wir Deutsche gewiß keine drei Minuten lang würden aushalten können, ohne zu ersticken. Den Finnen aber ist nirgends so wohl als in einem solchen Stübchen, das übrigens kein einziges Fenster, sondern nur ein kleines Luftloch hat, wodurch ein schwacher Schein hinein fällt. Männer, Weiber, Kinder, alles bunt unter einander, zieht sich beinahe ganz nackt aus, und setzt sich Stunden lang in diesen erstickenden Dampf, der noch mehr durch ihre Ausdünstung vermehrt wird, denn ihr könnt leicht denken, daß in wenigen Minuten der Schweiß zu rieseln anfängt. Sind sie nun recht durchgeglüht, und fängt ihnen die allzugroße Hitze an lästig zu werden, so springen sie, vom Schweiße triefend, zur Thür hinaus, wälzen sich nackt im Schnee, und

kommen dann wieder auf das ~~lieblichste~~ abgekühlt in ihre Badstube zurück. Sie können nicht genug beschreiben, wie wohl es ihnen alsdann ist, wie angenehm der kühle Schnee auf die erhitzten Körper, und die warme Stube nach dem kalten Schnee wirkt.

Jeannot. Könnte man das nik auk probir bei uns. J'aurois bien envie Monsieur . . .

Vater. Ich rathe dir, mein lieber Sohn, es bleiben zu lassen; es möchte dir ein Versuch mit der Badstube noch weit schlimmer bekommen, als das kirgisische Tabakrauchen. Wer solcher Dinge nicht von Jugend auf gewohnt ist, der kann seinen Vorwitz gar leicht mit dem Leben oder doch wenigstens mit seiner Gesundheit büssen. — Wenn ihr aber Lust habet, finnländisches Brod zu versuchen, so bin ich nicht abgeneigt, euch einen Laib backen zu lassen.

Lottchen. Du sagtest ja, sie bauten auf ihren Feldern Roggen und Gerste. Essen wir denn nicht selbst alle Tage Roggenbrod?

Vater. Das wohl; aber in Finnland tritt gar oft der Fall ein, daß das Korn erfriert, ehe es reif wird, und dann entsteht eine solche Noth, daß die Bäcker gemahlene Fichtenrinde unter das Mehl mischen müssen. Von dieser Art will ich euch zum Versuchen ein Brod backen lassen, fin-

det ihr es nach eurem Geschmack, so bin ich erbötig, euch beständig damit aufzuwarten.

Ludwig. Ach Vater, wenn du statt Fichtenrinde Weinbeerchen wolltest hineinbacken lassen!

Julchen. Oder Rosinen!

Vater. Ihr Närrchen, dann wäre es ja kein finnisches Brod.

Julchen. Wir nehmen es dafür an.

Vater. Auf Rosinenbrod übernehme ich keine Bestellung; da müßt ihr euch an eure Mutter wenden; bei Geburtstagen oder andern Festen könnte sie sich leicht dazu bereden lassen. Und daß sie dann statt Roggenmehl feines Waizenmehl nehmen wird, versteht sich ohnehin.

Wie gefällt euch denn nun aber der finnische Bauer auf unserer Zeichnung mit seinem langen Bart und seinen weiten Hosen? Er ist hier mit einer Mütze vorgestellt; die Landleute in Finnland tragen aber auch Hüte, und an ihrem ledernen Gürtel hängt allemal ein großes Messer, auch wohl Schlüssel und Feuerzeug. Sonst ist die Kleidung der Finnen ganz schwedisch, und theils von Tuch, Leinwand oder Leder, theils von Pelzwerk. Die Frauenspersonen tragen um den Hals und auf der Brust Glaskorallenschnüre, in den Ohren aber große Ohrengehänge. Ihre Röcke und Schürzen

sind bisweilen mit Schlangenköpfen oder buntem Nähewerke geschmückt, und ihr drei Finger breiter lederner Gurt ist um den Leib geschnallt.

Ludwig. Wie viel Frauen heirathet man denn bei den Finnen?

Vater. Die Finnen bekennen sich schon seit siebenhundert Jahren zur christlichen Religion, und unter Christen ist nur eine einzige Frau erlaubt. Die Religion der Finnen soll aber dessen ungeachtet noch mit einer Menge abergläubischer Gebräuche untermischt seyn. Sie feiern die Feste der Heiligen bisweilen auf eine ihnen ganz eigene Art. Das feierlichste unter diesen Festen ist das Kikrifest, welches auf Allerheiligen fällt. Sie glauben, daß sie an diesem Tag einen Abendbesuch von allen Heiligen im Kalender bekommen; sie heitzen daher ihre Badstube, versehen sie mit kaltem und warmen Wasser, und besetzen die Tische mit Speise und Trank. Sich selbst aber kleiden sie auf das reinlichste an, um ihre Gäste standesmäßig zu empfangen. Beginnt es nun finster zu werden, so geht der Wirth hinaus, macht die Hofthür auf, nimmt seine Mütze in die Hand, und ersucht die Heiligen, herein zu spazieren. Ich bitte gehorsamst, spricht er, machen sie doch keine Umstände; es ist kalt auf der Strasse; belieben

Sie doch in die geheitzte Stube zu treten! — Auf das alles antworten die Heiligen kein Wort, und lassen sich auch nicht sehen. Der Wirth aber führt sie dessen ungeachtet unter hundert Komplimenten in die Badstube und verschließt sie. Glaubt er nun nach einigen Stunden, sie haben sich satt gegessen und gebadet, so öfnet er wieder die Thür, erwartet sie mit eine Flasche Branntwein, stattet ihnen seinen Dank für die erwiesene Ehre ab, und begleitet sie, mit der Mütze in der Hand, zum Hofthor hinaus. Da nun die Heiligen keine starken Esser sind, so bleibt gemeiniglich von dem Schmauße so viel übrig, daß sich die ganze Familie damit regaliren kann, und das geschieht dann nun auch zur großen Zufriedenheit, besonders der Kinder und des Gesindes.

Wir schließen für heute, meine Kinder. Morgen verlassen wir das felsige, waldige, morastige Finnland mit seinen unzähligen Landseen, und schiffen uns nach der kalten Insel Island ein.

Neunzehnter Abend.

Die Isländer.

Eine Nord-Europäische Nation.

Tab. X. Fig. 20.

Eine Isländische Dame.

Wir segeln heute mit einander auf dem leichten Schiffe unsrer Einbildungskraft dem Eismeer und der Insel Island zu. Schon erblicken wir in der Ferne die höchsten Bergspitzen mit Eis und ewigem Schnee bedeckt; schon sehen wir eine Menge feuerspeiender Berge dampfen; schon bebt die Erde unter unsern Füßen, und unter fürchterlichem Krachen rollen halbverbrannte Felsenstücke in die Thäler hinab, und stellen ein schreckliches Bild der Verwüstung dar.

Die Kinder. Ach wir erinnern uns, Vater! nicht wahr, auf der Insel Island ist der feuerspeiende Berg Hekla?

Vater. Ganz recht! Seit hundert Jahren ist er aber nun ruhig. Doch trauet ja dem Heuchler nicht! Oft stellt er sich Jahrhunderte lang völlig fromm; dann aber fährt plötzlich wieder

der Poltergeist in ihn, und nun tobt er sechs bis zehen Monate, oft Jahrelang, unaufhörlich fort, und erfüllt die ganze umliegende Gegend mit Angst und Schrecken. Ihr habt schon öfters von den Ausbrüchen des Aetna und Vesuvs gehört, von der Asche, den Steinen, den glühenden Lavaströmen, die sie ausspeien; das alles geschieht auch bei den Vulkanen auf Island, und dazu kommen dann noch die Wasserströme, die von den Bergen herabstürzen.

Lottchen. Die Vulkane in Italien speien aber auch öfters Wasser aus.

Vater. Das ist wahr, ich rede aber hier von den Wasserfluthen, die aus dem geschmolzenen Schnee entstehen, wenn plötzlich unter jenen unermeßlichen Schnee- und Eismassen die Bergspitzen anfangen zu glühen, und zischend ein breiter Lavastrom darüber hinabrauscht. Der Kampf zwischen beiden Elementen, das Brüllen des unterirdischen Donners, das Krachen der Felsen, das Brausen des Gewässers, der Dampf, der den ganzen Himmel verfinstert: dies alles zusammen genommen, erfüllt das Herz aller Inselbewohner mit Entsetzen. Sie fliehen aus der Gegend des brennenden Berges; oft aber werden sie von den Wasserströmen eingeholt, und ohne Rettung mit

fortgerissen. Zugleich mit ihnen werden Eismassen, Steine, Sand und Erde in so ungeheurer Menge mit fortgeschwemmt, daß oft im Meere neue Inseln davon entstehen.

Wenn die Isländer sehen, daß sich Eis und Schnee auf ihren Bergen ungewöhnlich anhäuft, und der Crater oder der Schlot der Vulkane dadurch verstopft wird, dann wird ihnen nicht wenig bange, denn sie wissen schon vorher, daß nun bald ein Erdbeben kommen und der Jöckel sich mit Gewalt Luft machen wird.

Ludwig. Was verstehen sie denn unter dem Jöckel?

Vater. Einen öden isländischen Berg. Alle solche öden Berge heißen auf Island Jöckel. Ihr müßt aber nicht glauben, daß alle Berge auf der Insel öde sind, denn auf vielen wächst das schönste Gras, und hier findet das Vieh die reichlichste Nahrung.

Nettchen. Was haben denn die Isländer für Vieh? Vermuthlich Bären und Rennthiere?

Vater. Nicht doch; sie haben Pferde, Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe; Pferde besonders gibt es eine große Menge, und sie sind so gemein, daß sogar die Hirten ihre Heerden zu Pferde hüten. Das macht, es fehlt ihnen nicht an Futter;

denn auf der ganzen Insel wird nichts als Gras, und kein Körnchen Getraide gebaut.

Julchen. Es ist vermuthlich schon zu kalt zum Getraidebau?

Vater. Man behauptet, es sey ehedem die ganze Insel damit angebaut gewesen. Ich kann euch jedoch nicht bestimmt sagen, warum das jetzt nicht mehr so ist. Ich vermuthe aber, es sey, wie in Finnland, den Einwohnern die Erndte mehrere Jahre nach einander durch den Frost vereitelt worden, und dadurch haben sie wahrscheinlich den Muth verloren. Wildes Korn soll es indessen noch genug auf der Insel geben, und das Brod, das man davon bäckt, soll gar nicht übel schmecken.

Julchen. Also bloß Brod von wildem Korn! dort hat man demnach kein Waizenbrod, keine Semmeln, keine Kuchen?

Vater. Ei ja wohl! Von Dänemark aus wird Island reichlich mit Waizen und Waizenmehl, auch mit andern Getraidearten versehen; sie geben dafür den Ueberfluß von ihrem Vieh her, und so ersparen sie sich die Mühe, ihre Felder selbst zu bestellen. Das Gras wächst ohne Pflege auf ihrer Insel in Zeit von vierzehn Tagen Ellen hoch; sie haben bloß die Mühe, es abzuschneiden und zu dörren; wenn daher auch gleich der Winter bei-

nahe neun Monate lang dauert, so fehlt es ihnen doch in dieser langen und rauhen Zeit nicht an Futter für ihr Vieh. Dabei haben sie Butter, Käse und Fleisch in Ueberfluß; auch Kohl, Erbsen, Sellerie, Petersilie, die sie selbst in ihren Gärten bauen; ferner Schnepfen, Wachteln, Rebhühner, Gänse, Enten, Fische in großer Menge; also können sie nicht leicht Noth leiden, zumal wenn sie in dem Herbste das, was sie entbehren können, an die Dänen vertauschen, die ihnen gerne alles dafür geben, was sie brauchen.

Lottchen. Also neun Monate lang dauert dort der Winter! Wie kurz da nicht auch die Tage seyn müssen!

Vater. Nicht länger als eine Stunde scheint in den nördlichen Gegenden der Insel in den kürzesten Tagen die Sonne; dagegen bleibt sie aber auch im Sommer nicht viel über eine Stunde lang unter dem Horizont, und es ist alsdann eigentlich gar keine Nacht, denn die Dämmerung bleibt so licht, daß man in derselben ohne alle Anstrengung der Augen Briefe und Bücher lesen kann.

Nettchen. In den langen Winternächten fehlt es doch aber den Isländern nicht an Holz?

Vater. Die Wälder sind eine Seltenheit in Island. Man sieht da keine andern Bäume als Weiden und Birken, die aber nicht über einen Arm dick und selten über zehn bis zwölf Fuß hoch werden. Dabei hat man noch allerlei Gesträuche und Stauden, besonders den Wachholderstrauch, und an den Küsten gibt es Treibholz in Menge. — Ich habe euch ja schon bei einer andern Gelegenheit gesagt, daß das Meer jährlich eine Menge Bäume aus andern Weltgegenden an die Küsten der Nordländer führt.

Lottchen. Wie sieht es denn nun mit den Aepfel- Birnen- Pflaumen- und andern Obstbäumen aus?

Vater. Ach, davon ist in Island keine Rede. Nichts als Stachelbeeren, und vielleicht noch andere dergleichen Beergewächse, bauet man da. Die Bewohner müssen sich daher mit dem dürren Obst behelfen, das sie durch die dänischen Schiffe erhalten.

Nettchen. Das ist traurig genug. Ich möchte nicht in einem Lande leben, wo kein Obst wächst.

Julchen. Und wo der Winter neun Monate dauert.

Jeannot. Und wo man at kein Olz zum koch.

Vater. Dagegen haben die Isländer einen andern Vortheil, den wir nicht genießen. Es befinden sich nämlich auf ihrer Insel viele so siedend heiße Quellen, daß sie ohne Anstand ihre Speisen darin kochen können. Sie füllen einen Kessel mit Wasser, Fleisch oder Gemüse, und hängen ihn zugedeckt in den Brudel. In kurzer Zeit fängt der Kessel an zu kochen, und die Speisen in demselben werden bald eben so weich, als ob sie an einem lodernden Feuer ständen.

Die Kinder. Das ist bequem; aber freilich nur für die Leute, die zunächst an der Quelle wohnen.

Vater. Es gibt noch andere wunderbare Quellen auf Island. Da befinden sich unter andern bei einem gewissen Hofe, Rykum genannt, drei heiße Quellen, die nicht weiter als dreißig Klafter von einander entfernt sind. Sie spritzen ihr Wasser hoch in die Höhe, aber nicht alle zugleich, sondern eine um die andere, und zwar jede ungefähr dreimal in einer Viertelstunde. Aus der ersten fährt das Wasser fünf bis sechs Ellen in die Höhe, dann sinkt es wieder zwei Ellen tief in seinen Behälter zurück. Alsdann kann man hinzu treten, und es mit Bequemlichkeit betrachten, nur muß man sich bei guter Zeit wieder entfernen, wenn

man merkt, daß das Wasser wieder aufs neue hervorbrechen will. Man wird davon durch drei Aufwallungen benachrichtiget. Durch die erste steigt das Wasser auf die Hälfte des Behälters, durch die zweite vollends bis bis an den Rand, und bei der dritten springt es, wie gesagt, fünf bis sechs Ellen in die Höhe. Während nun das Wasser in dieser Quelle zurück sinkt, quillt erst die an dem andern Ende und dann die mittlere hervor. Gießt man aus der großen Quelle Wasser in eine Bouteille, so läuft es noch zwei = bis dreimal in eben dem Augenblicke über, da die Quelle selbst ihr Wasser hervortreibt. Stopft man aber die Flasche sogleich zu, so kann man völlig versichert seyn, daß sie bei der nächsten Aufwallung der Quelle zerspringen wird. Wirft man in die große Quelle, wenn sie im Fallen ist, Holz, oder andere leichte Sachen, die sonst schwimmen, so werden sie mit Gewalt in den Abgrund gerissen; so bald aber das Wasser steigt, so stößt es alles wieder aus, selbst Steine, die ein Mann Mühe hat zu tragen, werden, wenn man sie in den Kessel wirft, bald darauf wieder mit größter Gewalt hervorgeschleudert.

Doch ich vergesse über den isländischen Naturmerkwürdigkeiten ganz die Bewohner. Gerne hätte ich euch schon längst in die isländischen Städte

und Flecken geführt; aber ach auf der ganzen Insel trift man nichts dergleichen an. Nur kleine Dörfer sieht man da, deren Häuser noch dazu abgesondert stehen. Jedes Pachthaus, jeder Meierhof liegt einzeln mitten auf den Wiesen, die dazu gehören. Manche solche Meierhöfe bestehen aber aus zwölf bis funfzig Gebäuden, unter welchen das Wohnhaus gemeiniglich recht bequem eingerichtet ist. Ihr glaubt vielleicht, es gebe da Erdhütten, wie bei den Grönländern und Samojeden, wo die ganze Familie Tag und Nacht in einem stinkenden Loche beisammen wohnt? Keineswegs! Man hat da selbst in den Bauernhäusern erstlich ein großes Zimmer, wo Herr, Frau und Gesinde im Winter gemeinschaftlich arbeiten, die Wolle zurichten u. s. w. Dann kommt eine Schlafkammer für die Herrschaft, eine andere für die Mägde und Kinder, dann noch eine für die Knechte; ferner eine Küche, eine Speisekammer, ein Milchhaus und dann erst noch ein Gemach zur Beherbergung der Fremden. Die besten Zimmer sind dabei stattlich mit Glasfenstern versehen; die übrigen aber haben eine Art Scheiben von durchsichtigem Pergament, welches die Isländer aus einer dünnen Haut machen, die um den Magen der Ochsen und Kühe liegt.

Ludwig. Und auf was schlafen denn die Isländer? Vielleicht auf Bärenhäuten?

Vater. Nichts weniger! Sie schlafen in guten Federbetten, wie wir. Es gibt gar keine Bären auf Island; und wenn ein solcher Passagier auf einem Eisschöllen aus Grönland herüber schwimmt, so wird sogleich allgemeine Jagd auf ihn gemacht, und die Isländer ruhen nicht eher, als bis sie ihm den Rest gegeben haben. Sein Fell liefern sie alsdann an ihren Amtmann ab, der ihnen einen ansehnlichen Preis im Namen des Königs von Dänemark dafür bezahlt, denn ihr werdet wissen, daß die Insel Island dänisch ist. — So selten man aber Bären auf Island sieht, so zahlreich sind die Gänse und Enten, und insbesondere der Eidervogel oder die Eiderente, von welcher die berühmten Eiderdunen kommen, auf welchen nur große Herrn zu schlafen pflegen, weil sie außerordentlich theuer sind.

Lottchen. Wenn es nun aber genug Eidervögel gibt, warum sind denn ihre Federn so theuer?

Vater. Weil man sie nur mit großer Mühe und Gefahr bekommen kann. Der Eidervogel ist außerordentlich scheu; er nistet daher nicht unter den Menschen, wie Enten und Gänse, sondern er

sucht sich die einsamsten und steilsten Klippen zu seinem Aufenthalte auf. Da baut er sich sein Nest, und damit seine Jungen weicher darin liegen, rupft er sich selbst die besten Pflaumfedern aus der Brust, und macht ihnen ein Bette davon. Während nun aber das Weibchen, das so groß als eine kleine Gans ist, sich mit dem Legen ihrer Eier beschäftigt, und sich schon auf ihre Junge freut, führt gemeiniglich der Unstern einen verwünschten isländischen Sansfaçon daher, der ohne Umstände Eier und Federn wegnimmt, und damit seiner Wege geht. Das arme Eiderweibchen klagt, wie ihr leicht denken könnt, außerordentlich darüber; allein umsonst, sie muß es sich gefallen lassen, ein neues Nest zu bauen und neue Eier zu legen, die ihr kurz darauf zum zweitenmal genommen werden. Sie wird nun freilich ganz entsetzlich böse darüber; indessen entschließt sie sich zum drittenmal, ein Nest zu machen, aber mit dem festen Vorsatz, mit ihrem Männchen auf und davon zu gehen, wenn ihr die Eier abermals gestohlen werden. Sie hält auch pflichtlich ihr Wort, wenn man sie aufs neue beraubt. Das wissen aber schon die Herrn Isländer, und lassen sie für diesmal ruhig brüten; wenn aber die Jungen ein wenig herangewachsen sind, so holen sie doch noch

den kostbaren Pflaum ab, und verkaufen am Ende des Jahrs alles, was sie gesammelt haben, um ein theures Geld an die dänischen Kaufleute, wenn sie anders nicht schon früher bei Ersteigung der Klippen den Hals, oder doch wenigstens Arm und Bein brechen. Zu ihren eigenen Betten begnügen sie sich mit den Federn der Gänse, Enten, Schwäne.

Außer dem Bette trift man in Bauernhäusern nichts an, als Tische, Stühle, Bänke, Schränke; bei vornehmen Personen fehlt es aber auch nicht an Kommoden, Sophas, schönen Spiegeln und dergleichen, welches ihnen alles auf dänischen Schiffen zugeführt wird.

Noch habe ich euch nichts von der Kleidung der Isländer gesagt. Von dem Gewande angesehener Frauenzimmer gibt euch aber die Abbildung Fig. 20. einen Begriff, und ihr werdet zugeben müssen, daß sich ihre Tracht eben nicht sehr übel ausnimmt. Die gemeinen Weiber tragen Röcke, Kamisöler und Schürzen, ungefähr wie bei uns; ihre Männer aber sind beinahe wie Matrosen in eine Weste und lange Hosen von Leinwand, und im Winter von einem dickern Zeuge gekleidet. Obrigkeitliche Personen oder andere angesehene und reiche Leute tragen Kleider von gutem und feinem Tuch, ganz nach dänischem Schnitte.

Werfet nunmehr noch einen Blick auf unsere Karte. Ihr seht, daß Island noch nördlicher liegt, als die südliche Spitze von Grönland; aber Himmel! welch ein Unterschied zwischen einem Grönländer und Isländer! Um wie viel bequemer und glücklicher lebt dieser! Und wem verdankt er sein grösseres Glück? Bloß der genauern Verbindung mit einer gebildeten Nation, mit den Dänen, welche die Insel mit allem Nothwendigen versorgen, und durch ihren Aufenthalt unter den Einwohnern auch diese an mildere Sitten gewöhnen.

Zwanzigster Abend.

Die Guianer.

Eine Nation in Südamerika.

Tab. XI. Fig. 21.

Wir machen heute einen ungeheuern Weg, hub der Vater an, denn wir segeln von dem nördlichen Polarkreise durch das große Weltmeer, bis an die Ufer des Oronoko- und Amazonenflusses in ein Land, das gerade unter der Linie liegt; in ein ungesundes, den meisten Europäern, die sich dort ansiedeln, tödliches Land: ich meine das französische und spanische Guiana, welches dermalen

die Herren Engländer, so wie viele andere Besitzungen der Franzosen und Spanier, in beiden Indien in Besitz genommen haben.

Wir treffen da an den Gestaden des Oronoko eine Menge kleiner wilder Nationen an, die splitternackt in ihrem heißen Lande umher wandeln, und höchstens eine kleine, zwei Spannen lange Schürze um dem Leibe tragen. Ihren Kopf aber schmücken sie dagegen auf das schönste mit bunten Federnkronen, und an den Ohren und an der Nase tragen sie Silberplatten, oder kleine Hölzchen, oder ein Stückchen Rohr; durch die untere Lippe aber stechen sie eine Stecknadel, und ihr ganzer Hals, bisweilen auch die Arme und Beine, sind mit gelben und grünen Korallenschnüren umhangen, und eben damit sind auch ihre kleinen Schürzchen besetzt. Dabei wird besonders bei feierlichen Gelegenheiten Gesicht und Leib auf das zierlichste bemahlt; die eine Hälfte des Gesichts roth, die andere gelb, die Beine schwarz, die Füße und der Leib aber ebenfalls roth, und dabei drücken sie sich mit Formen von gebackenem Thon noch allerlei andere Verzierungen auf den Körper, worauf sie sich nicht wenig zu gute thun. Die Männer schneiden sich meistens die Haare kurz an dem Kopfe weg, damit sie im Kriege ihre Feinde nicht beim

Schopfe packen und niederreissen können, die koketten Weiberchen aber lassen sie wachsen, und schmieren sie sorgsam mit Schildkröten- und Palmöhl ein, um ihnen einen schönen Glanz zu geben, ungefähr eben so, wie sich ehedem die galanten europäischen Herren und Damen mit Puder und Pommade ihre Frisur aufstutzen ließen.

Jeannot. Pardieu! diese Leute aben Geschmack; ils ont du goût. Eine Back roth, die andere gelb; die Bein schwarz, la tête pelée et une couronne de plumes mit Koralschnur: das alles muß machen ein merveilleux effet. Tenez j'en suis tout amoureux. Seyn sie gut oder bös?

Vater. Die Weiber sollen sanft, gut und leutselig seyn; die Männer aber sind schlimme Zeisige. Ihr finsteres Gesicht, ihr stolzer Gang, ihr wilder Blick, das alles verspricht nicht viel Gutes. Wenn man daher einen solchen Passagier mit seiner Keule in der einen und seinem Bogen in der andern Hand, nebst seinem großen Messer am Gürtel und seinem Bund vergifteter Pfeile auf dem Rücken, daher traben sieht, so thut man wohl, wenn man ihm aus dem Wege geht. Hat man aber Lust, mit den Guianern zu handeln, so ist es gut, wenn man ihnen ein Beil, oder sonst etwas, das ihnen wahrscheinlich gefallen wird, in der

Ferne zeigt, alsdann kommen sie friedfertig heran, und geben dafür Vieh oder andere dergleichen Sachen. Oft nehmen sie auch den Fremden mit sich in ihr Dorf, und dann ist es lustig, zu sehen, mit welcher Neugier Jung und Alt, und Männer und Weiber herbeilaufen und den Fremden begaffen. Sie geben genau auf alle seine Minen und Bewegungen acht, und wenn sie nach Hause kommen, äffen sie alles so treulich nach, daß man glauben sollte, man sähe den Fremden selbst. Seine wunderbaren Manieren, seine kauderwelsche Sprache, seine drollige Kleidung, machen ihnen vielen Spaß, und wenn sie vollends sehen, daß er Tabak schnupft, und auf eine galante Art mit seiner Dose zu spielen weiß, so ruhen sie nicht, bis es ihnen gelingt, mit eben derselben Würde eine Prise zu nehmen, und dabei steigen sie höchst gravitätisch unter ihren Nachbarn und Kindern herum, die sich über die närrischen europäischen Manieren zu todt lachen wollen.

Julchen. Sie thun doch aber ihrem fremden Gaste nichts zu Leide?

Vater. Nein, wenn er als Freund zu ihnen kommt, so geschieht ihm nicht das mindeste; im Gegentheil wird er mit einem Brei aus Mais, Fischen und Wildpret auf das beste bewirthet; aber

wehe ihm, wenn er als Feind eingebracht wird; denn alsdann muß er unter den grausamsten Martern sterben. Dagegen geht es aber auch ihnen selbst nicht besser, wenn sie einer feindlichen Nation in die Hände fallen, sie stehen jedoch ungeachtet ihres zarten Körpers die größten Qualen mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit aus. O plagt mich nur, sprechen sie, ihr seyd erbärmliche Peiniger, über lang oder kurz fallt ihr gewiß meinen Freunden in die Hände, diese werden euch anders martern. Das vorige Jahr schlachteten wir auch einen aus eurem Dorfe; ha! wie der schrie, wie der winselte! Geht, ihr seyd elende Wichte . . . Während er nun auf solche Art spottet und droht, steigt gemeiniglich einem unter seinen Feinden die Galle so sehr auf, daß er mit seiner Keule auf ihn losfährt, und ihn mit einem einzigen Schlag maustodt schlägt, und das wünscht im Herzen der Gefangene; denn bei dem weichlichen Leben, welches die guianischen Wilden führen, müssen ihnen die Schmerzen, unter denen man sie sterben läßt, äußerst empfindlich fallen, wenn sie es gleich nicht merken lassen.

Nettchen. Sie werden also nicht hart erzogen, wie du uns einmal von den Spartanern erzähltest.

Vater. Nichts weniger. So lange sie Kinder sind, werden sie von den Aeltern mit der größten Zärtlichkeit behandelt; sie thun dann, was sie wollen. Sind sie aber groß, so bringen sie den ganzen Tag in träger Ruhe in dem Schatten ihrer Wälder oder in ihren Hangematten mit Singen oder Schlafen, oder außer denselben mit Tanzen zu. Es ist daher unbegreiflich, wie sie bei einem solchen Leben gegen ihre Nachbarn dergleichen Grausamkeiten begehen und sie von ihnen ertragen können.

Lottchen. Leben sie denn auch in Krieg mit den Europäern?

Vater. Nicht alle; aber doch viele kleine Völkerschaften unter ihnen, denen man in ihren dicken Wäldern nicht beikommen kann. Andere hingegen leben recht friedlich unter den Franzosen und Holländern, die sich in Guiana niedergelassen haben. Sie haben größtentheils die christliche Religion angenommen, und laufen seitdem auch nicht mehr nackt umher, wie ihre wilden Brüder, sondern tragen stattliche Beinkleider, Kamisöler, Mützen und dergleichen, wenigstens dann, wenn sie in die Kirche gehen. Die Wilden hingegen verehren den Gott Purrunaminari in ihren Wäldern auf mancherlei Weise. Die Farbe, womit sich diese

bemahlen, vertritt bei ihnen die Stelle der Kleidung, und schützt sie gegen den Stich der Insekten, besonders der kleinen Fliegen, die unter dem Namen der Muskitos bekannt sind, und die unbemahlten Europäer bis auf den Tod quälen.

Nettchen. Man kann also nicht sagen, daß sich die Wilden bloß aus Eitelkeit bemahlen. — In Wäldern verehren demnach sie ihren Gott? Ich möchte doch einmal einen amerikanischen Wald sehen. Sind es denn Fichten= oder Tannen= oder Eichen= oder Buchenwaldungen?

Vater. Es sind Waldungen von ungeheuern Bäumen, die wir in Europa gar nicht haben, und von deren Höhe und Dicke mau sich in unsern nördlichen Gegenden kaum einen Begriff machen kann. Es steht da Baum auf Baum, und an manchen Orten ist alles dergestalt mit dicken Rankengewächsen durchflochten, daß es keine Möglichkeit ist, sich durchzuarbeiten. Dessen ungeachtet, verirren sich die Wilden nicht leicht in einem solchen Walde, wenn sie auch Tage lang darin fortgehen. — Und wie machen sie das? — Sie brechen einen Arm voll Zweige ab, und bestreuen ihren Weg damit. Auf eben solche Art helfen sie sich, wenn sie ein Stück Wild geschossen haben und ihre Frauen es nach Hause schaffen sollen.

Lottchen. Die Weiber werden doch nicht die todten Thiere nach Hause tragen sollen?

Vater. Nicht anders! Und sie sind das so gewohnt, daß sie sich weder vor den Klapperschlangen noch vor den Faustgroßen Spinnen scheuen, von welchen die Wälder wimmeln. Vor den rothen Tigern haben sie aber doch Respekt, denn ein Tiger ist ein Grobian, mit dem sich nicht viel spaßen läßt. Er schmaußt gar manche Guianer auf, und nicht selten holt er sich eines von ihren Kindern zum Frühstück. Es wird daher, sobald man einen entdeckt, allgemeine Jagd auf ihn gemacht. Ist aber keine Gefahr vorhanden, so lassen sich die Weiber der Wilden das Lasttragen recht gerne gefallen, denn sie sind es nicht anders gewohnt. Der Mann ist ihr Herr und Gebieter, und sie sind bloß zu seiner Bedienung da. Er setzt sich allein zu Tisch, die Frau steht aber hinter ihm und verrichtet die Aufwartung. Hat er sich nun recht satt gegessen, so ist ihr erlaubt, die übrigen Brocken zu sammeln, und sie mit ihren Kindern in einem Winkel zu verzehren. Ich muß freilich gestehen, daß eine solche Behandlung nach unsern Begriffen ein wenig ungalant ist; dagegen beweis't der Guianer in andern Fällen seiner lieben Ehegespannin wieder eine desto größere Attention.

Wenn

Wenn er zum Beispiel im Kriege einen Feind niedergeschlagen hat, so zieht er ihm die Haut über den Kopf, und bringt sie sammt den Haaren seiner geliebten Hausehre als Siegeszeichen mit. Da solltet ihr nun die Freude sehen, mit welcher das Geschenk aufgenommen wird! Das liebe Weibchen tanzt in der Stube herum, und putzt sich damit, so oft sie ausgeht. Desto größer ist hingegen die Betrübniß, wenn ihrem geliebten Eheherrn selbst die Haut über den Kopf gezogen wird. Sie schreit und heult dann ganz erbärmlich, und kann sich gar nicht trösten. Es werden ihre Freunde und Verwandte herbeigeholt; man wäscht den todten Leichnam ab, man salbt ihn mit Oehl, man bindet ihm mit Stricken die Ellbogen und Kniee so zusammen, daß er eine sitzende Stellung bekommt, und der Kopf auf beiden Händen ruht; sodann schiebt man ihn in einen Sack von neuer Leinwand, und begräbt ihn samt seinen Waffen und seinem Geräthe in seiner Hütte. Deswegen hört aber die trostlose Wittwe noch nicht auf zu klagen, sie weint und singt, und erzählt von den guten Eigenschaften des Verewigten, und von den Fischen, den Hirschen und wilden Schweinen, die der gute Mann in seinem Leben gefangen oder erlegt hatte, und alle Anwesenden zerfließen dabei

in Thränen. Wird dagegen einem Mann seine Frau oder ein Kind krank, so beweist er sich nicht weniger sorgsam. Er läuft spornstreichs zu einem geschickten Arzte, der sogleich mit einer Klapper kommt, und der Patientin eine Stunde lang an den Ohren klappert; er läßt sich hierauf den kranken Theil zeigen, murmelt einige Verse her, die nur er allein versteht, berührt mit seinem Munde bald den Kopf, bald die Brust, bald einen andern schmerzhaften Theil der Leidenden, saugt daran, und zieht ihnen Steine und Dornen aus dem kranken Körper, die er in Gegenwart aller Anwesenden zu ihrem nicht geringen Erstaunen ausspeit. In weniger als vierzehn Tagen wird dann die leidende Person wieder gesund, oder sie stirbt.

Lottchen. Das ist mir ganz klar. Vielleicht dauert es auch mit dem Gesundwerden etwas länger als vierzehn Tage.

Vater. Genes't der Kranke, so wird der Doktor bis in den Himmel erhoben; stirbt er aber, so ist die Natur daran schuld.

Jeannot. C'est tout comme chez nous.

Vater. Ich rede hier bloß von den Wilden. Die Europäer in Guiana haben ihre eigenen Aerzte, unter deren Händen sie nach allen Regeln en-

ropäischer Kunst zu tausenden sterben; denn die Luft in Guiana ist äußerst ungesund für die Europäer. Neun Monate lang regnet es fort und fort, und dabei ist eine so schwüle Hitze, daß man kaum athmen kann. So entstehen nun Faulfieber und andere Krankheiten, welche die Patienten schnell dahin raffen. Dessen ungeachtet verläßt mancher Thor sein Vaterland, um in Guiana mit sichtbarer Lebensgefahr Zucker, Kaffee, Baumwolle und Cacao zu bauen. Gar mancher arme Unglücklicher wird aber auch wider seinen Willen dahin verwiesen; denn Guiana, und insbesondere die Insel Cayenne, ist der Verbannungsort für die französischen Staatsverbrecher, die meistens nach wenigen Jahren dort ein Raub des Todes werden.

Genug für heute! Morgen, meine Lieben, reisen wir mit einander auf die westliche Küste von Südamerika, in das gold- und silberreiche Peru.

Ein und zwanzigster Abend.

Die Peruaner.

Eine Nation in Süd-Amerika.

Tab. XI. Fig. 22.

Ihr erinnert euch doch noch aus eurem Pizarro der Entdeckung Peru's durch die Spanier? Ach, die guten Menschen lebten so friedlich unter einander, als die habsüchtigen Europäer in ihr Land drangen und ihnen eine ewige Sklaverei bereiteten. Sie waren ein thätiges, kunstreiches Völkchen, und ihr würdet euch sehr irren, wenn ihr euch die alten Peruaner als rohe Wilde vorstelltet. Sie hatten Städte, Dörfer, Tempel, Brücken, Wasserleitungen, sogar Bildhauerarbeit, und ihre steinernen Gebäude waren mit solcher Geschicklichkeit aufgeführt, daß mancher dumme Spanier sich einbildete, sie verstunden die Kunst, die Steine zu gießen. Allein das war nicht so; sie fügten sie nur mit einer solchen Genauigkeit zusammen, daß es schien, als ob die Mauern aus einem Stücke wären. Und mit welchen Werkzeugen glaubt ihr wohl, daß sie arbei-

teten? Etwa mit feinen ståhlernen Meiseln? Nichts weniger; denn in ganz Peru wußte niemand, was Eisen oder Stahl ist. Ihre såmtlichen Werkzeuge, ihre Hacken, Håmmer, Messer, Hobel, Meissel, alles war von Kupfer, und doch beschåmten sie manchen europåischen Baumeister. Sie führten ganze Gebåude auf, in denen kein einziger Nagel, keine einzige Klammer war, und doch waren sie fest und haltbar. Das Holz wurde gewöhnlich mit Seilen aus Binsen zusammen gebunden, vorher aber mit solchem Fleiß glatt geschabt, daß man håtte glauben sollen, es kåme aus der Werkstatt eines europåischen Tischlers. — Auf eben diese Art machten sich die Peruaner recht sauberes Hausgeråthe; ihre Spiegel waren von polirtem Silber, Messing oder Kupfer; ihr Geschirr aus Thon; es lebten Goldschmidte unter ihnen, die so feine und künstliche Arbeiten lieferten, daß europåische Künstler nicht begreifen konnten, wie es möglich war, etwas åhnliches ohne zarte ståhlerne Werkzeuge zu machen. Die peruanischen Zeichner verfertigten Grundrisse von ihren Stådten und Dörfern mit außerordentlicher Genauigkeit; auch sollen sie Modelle von ganzen Provinzen entworfen haben, worauf sie mit Thon, Steinen und kleinen Ståben alle Berge, Thåler,

Flüsse, Ortschaften, Waldungen u. s. w. vorstellten. Dieß alles lernten sie von selbst; durch eigenes Nachdenken kamen sie auch auf den Gedanken, das Jahr in zwölf Monate einzutheilen, und durch lange Beobachtungen des Sonnenlaufes hatten sie herausgebracht, aus wie viel Tagen dasselbe besteht, zu welcher Zeit Tag und Nacht gleich wird, und wann der kürzeste und der längste Tag eintritt. Unter den Peruanern gab es Musikanten, Aerzte, Dichter, Philosophen, Komödianten, die Lust- und Trauerspiele aufführten; nur auf die größte und sinnreichste Kunst, die Kunst zu schreiben und die Gedanken zu mahlen, verfielen sie nicht.

Die Kinder. O wir wissen noch recht gut, wer die Schreibekunst erfunden hat. Es war der Phönizier Taut.

Vater. Gut gemerkt! — Die Peruaner waren daher in ziemlicher Verlegenheit, wenn etwas für ihre Nachkommen hätte aufgezeichnet werden sollen. Es mußte alles im Gedächtniß behalten und durch mündliche Erzählungen fortgepflanzt werden. Man weiß daher auch wenig zuverläßiges von ihrer älteren Geschichte. Wie glaubt ihr aber, daß sie sich mit dem Rechnen geholfen haben? denn sie wußten, wie ihr leicht denken

könnt, eben so wenig Zahlen als Buchstaben zu schreiben. Ich will euch das sagen: Sie hatten Schnüre von verschiedenen Farben, und an diese Schnüre machten sie Knoten. Wollte z. B. ein Hirt seinem Herrn zu verstehen geben, wie viel Stücke Vieh er habe, so stellte die grüne Schnur die Widder, die gelbe die Schafe, die rothe die Lämmer vor. Hatte er funfzig Lämmer, so machte er funfzig Knoten in die rothe Schnur; waren es siebzig Schafe, so kamen siebzig Knoten in die gelbe Schnur. Wurde ein Thier davon geschlachtet, so wurde ein Knoten aufgeknüpft, kam ein neues Thier zur Heerde, so wurde ein neuer Knoten in diese oder jene Schnur gemacht. Auf solche Art wußte auch der Ynka oder König auf das genaueste, wie viel er Officiere und Soldaten, wie viel er Städte, Dörfer und Unterthanen hatte. Mit Schnüren legten alle Beamten ihre Rechnungen ab, und in dem prächtigen Pallast des Ynka, in welchem die Wände der Zimmer, anstatt mit Tapeten, mit Gold und Silberblech überzogen waren, befand sich ein besonderes Gemach zur Aufbewahrung der Rechnungs-Schnüre.

Jeannot. Pardi! Tapisseries von Goldblech; das nuß kekostet aben Geld!

Vater. Das Gold und Silber war zu jener Zeit in Peru beinahe so gemein als bei uns das Kupfer. Alles Geräthe, alles Geschirr der Ynkas und anderer Großen war daher von Gold und Silber. Der Stuhl des Ynka war von gediegenem Golde, und stand meistens auf einer ebenfalls goldenen Tafel. Auch in den Nebengebäuden, in den Gärten, den Bädern, auf den Spaziergängen, glänzten überall Verzierungen von Gold und Silber. Die allergrößte Pracht war aber in dem Sonnentempel verschwendet, und die Spanier sollen Schätze darin gefunden haben, die allen Glauben weit übersteigen.

Lottchen. Beteten sie denn die Sonne an?

Vater. Ja, mein Kind! Sie glaubten, die Sonne sey der Gott dieser Welt, der Mond sey seine Frau und ihr erster Ynka sey ihr gemeinschaftlicher Sohn gewesen. In allen Provinzen bauten sie daher der Sonne und dem Monde Tempel, opferten ihnen Schafe, Lämmer, Kaninchen und andere Thiere, und feierten ihnen zu Ehren jährlich vier große Feste, wovon das ansehnlichste mit dem längsten Tage anfing und neun Tage lang dauerte. Alle Hauptleute, alle Beamten, und der Ynka selbst, nebst seiner Familie, mußte sich bei diesem Feste einfinden. In feierlichem Zuge begab sich das ganze Volk bis vor den

Tempel der Sonne, und an der Spitze stand der Ynka als der Hohepriester; dann kamen die Großen seines Hofes in prächtigen Kleidern, zum Theil mit Löwenhäuten geschmückt, oder in Gestalt der Engel mit Flügeln, dann die Abgeordneten der verschiedenen Provinzen, und jede Völkerschaft führte die Waffen, mit welchen sie zu kämpfen pflegte, als Bogen, Pfeile, Wurfspiese, Lanzen, lange und kurze Aexte. So langten sie am frühesten Morgen auf dem Marktplatze der Königsstadt Cusco an. Mit unbedeckten Füßen erwartete hier der Ynka den Aufgang der Sonne; so bald sie erschien, fiel er nebst dem ganzen Volk auf die Kniee nieder, breitete die Arme gegen sie aus und küßte ihre ersten Strahlen auf seinem Gewande. Der König allein stand einige Minuten nachher auf, nahm zwei große Gefäße von Gold, und brachte der Sonne ein Trankopfer. Alles Volk trank und wendete sich nunmehr nach dem Tempel der Sonne, wo jeder seine Schuhe ablegte und ehrerbietig stehen blieb. Der Ynka allein mit seiner Familie trat hinein, warf sich ehrerbietig vor dem Bilde der Sonne nieder, und überreichte ihr kleine Figuren von Gold und Silber, die Schafe, Lämmer, Schlangen, Löwen, Vögel vorstellten. Gleich darauf erschienen auch

die Sonnenpriester mit lebendigen Opferthieren, die sie schlachteten und der Sonne zu Ehren verbrannten; das Feuer aber mußte von der Sonne selbst entzündet werden, und das geschah durch ein Armband, das glänzend, nach Art eines Hohlspiegels, bearbeitet war, und ganz leicht ein wenig gezupfte Baumwolle anbrannte, die man in den Brennpunkt legte. Mit solchem himmlischen Feuer wurden auf den vornehmsten Plätzen der Stadt alle Scheiterhaufen angesteckt, auf welchen die Opferthiere lagen. Das Fleisch dieser Thiere wurde nachher unter das Volk ausgetheilt; das heilige Feuer aber mußte bis zum nächsten Jahre erhalten werden, und zu dem Ende wurde es den Sonnenjungfrauen zur Aufbewahrung übergeben.

Nettchen. Wer waren denn die Sonnenjungfrauen?

Vater. Eine Art Priesterinnen oder Nonnen, die schönsten Mädchen aus der Nachkommenschaft der Ynkas, also sämtlich aus königlichem Geblüte. Sie wohnten in einem großen Gebäude, das Haus der Sterne genannt, und ihrer waren gegen anderthalb tausend. Ihr Leben daselbst war aber kein paradiesisches Leben, denn sie durften, außer ihrem Kloster, mit keinem Menschen umgehen, durften sich nie verheirathen, und hatten keine andere

Beschäftigung, als Spinnen, Weben und Nähen mit Nadeln aus Dornen — denn in Peru kannte man keine andern — und dann die Erhaltung des heiligen Feuers.

Julchen. Wenn nun aber das Opferfleisch von dem Volke verzehrt war?

Vater. Dann lebte es neun Tage lang in Saus und Braus, aß, trank und belustigte sich auf alle nur mögliche Art.

Lottchen. War denn in ganz Peru nur ein einziger Sonnentempel?

Vater. Ach nein, es waren deren in allen Provinzen des Reichs, und besonders befand sich einer auf der Insel Titicaca, der mit dem großen Tempel zu Cusco an Schönheit und Pracht wetteiferte.

Nettchen. Wer doch die Peruaner auf die Verehrung der Sonne und des Mondes gebracht haben mag?

Vater. Mir deucht, nichts ist natürlicher, als die Sonne, die alles erleuchtet, erwärmt und belebt, als eine Gottheit zu verehren. In den ältesten Zeiten sollen aber die Peruaner einen viel abscheulichern Gottesdienst gehabt haben, denn sie opferten ihren Götzen ihre Feinde, und — solltet ihr es glauben — oft sogar ihre eigenen Kinder,

denen sie lebendig den Leib aufschnitten, das Herz und die blutigen Eingeweide herausrissen, und daraus Glück und Unglück weissagten. Und wer waren ihre Götzen? Jeder hatte seinen eigenen; bei diesem war es eine Schlange, bei jenem eine Kröte, bei einem andern eine Eidechse; noch andere beteten das Meer, oder einen Fisch, oder einen Stein an. Da erschien nun einst unter ihnen ein weiser Mann, der ihre blutige Abgötterei verabscheuete; er gab sich für einen Sohn der Sonne aus, und beredete sie, ein so schönes Gestirn, nebst dem freundlichen Monde und dem Sternenheere, zu ihren gemeinschaftlichen Göttern anzunehmen. Dieser Weise war ihr erster Ynka, und alle nachherigen Fürsten, bis auf die Zeit, da die Spanier unter ihnen erschienen, stammten von ihnen ab.

Lottchen. Und ihr schöner Sonnentempel zu Cusco stehet noch?

Vater. Ach nein! die Spanier haben eine Dominikanerkirche daraus gemacht. Auch alle andere solche Tempel sind jetzt in Kirchen verwandelt.

Nettchen. Als Christen werden die Peruaner dafür aber auch viel klüger und besser geworden seyn.

Vater. Das sollte man glauben; allein nichts weniger. Sie arten im Gegentheil immer mehr aus. Ehedem waren sie fleißig und erfinderisch; jetzt sind sie träge und gleichgültig; ehedem waren sie ehrlich, gutmüthig, mäßig in Speise und Trank; jetzt sollen sie falsch, boshaft und versoffen seyn. Woher mag das nun rühren? Ganz allein, wie ich euch schon bei den Mexikanern *) gesagt habe, von dem Druck, in welchem sie von den spanischen Beamten und der Geistlichkeit gehalten werden. Die armen Leute werden wie Sklaven behandelt und ohne Belohnung zu den härtesten Arbeiten gebraucht. Ihr Fleiß hilft ihnen zu nichts, daher überlassen sie sich der Faulheit, so oft sie nicht mit Gewalt zur Thätigkeit gezwungen werden. Ihre Tyrannen aber werden von ihnen gehaßt und verabscheuet, und deswegen würden sie ihnen auch um alles in der Welt die reichen Gold- und Silberadern nicht entdecken, die ihnen noch bekannt sind. Daran thun sie auch ganz recht; denn sie müßten darin arbeiten, und die Herren Spanier hätten den Gewinn davon. Ihre glücklichen Tage . . . .

---

*) Siehe Völker-Gallerie 1ter Theil, Seite 36.

Es zog Jemand an der Glocke, der Pudel fing an zu bellen; Lottchen sprang ans Fenster. Es war ein Abendbesuch, durch welchen der Vater in seiner Erzählung unterbrochen wurde, die er erst am folgenden Tage weiter fortsetzen konnte.

Zwei und zwanzigster Abend.

Die Peruaner.

(Fortsetzung.)

Ich wurde gestern in meiner Erzählung unterbrochen, fing der Vater an, als ich eben im Begriffe war, euch das glückliche Leben zu schildern, welches die Peruaner unter der väterlichen Regierung ihrer Ynkas führten, ehe die spanischen Landstreicher sie unter ihr Joch brachten.

Alle Felder wurden auf Befehl ihrer Fürsten untersucht, ob sie Mais, das heißt, türkisches Korn tragen konnten, und in diesem Falle zu Saatfeldern, das übrige Land aber zu Viehweiden eingerichtet. Aus der ganzen Flur machte man drei Theile; der erste Theil gehörte der Sonne, der zweite dem Ynka, ter dritte dem Volk.

Lottchen. Erlaube aber, Vater, da finde ich nun doch, daß die Herren Ynkas weit väter-

licher für sich selbst und für die Sonne, oder ihre Priester, als für das Volk sorgten.

Vater. Das scheint dir nur so, denn in Peru war damals mehr Acker- und Wiesenland, als für die Bevölkerung nöthig war. Fehlte es aber den Unterthanen, so nahm man von dem Theile des Ynka und der Sonne so viel, als sie brauchten, und so blieben diesen nur diejenigen Aecker, welche außerdem brach liegen geblieben wären.

Sobald die Saatzeit herannahete, so wurde der Acker in folgender Ordnung gebaut: Fürs erste bestellte man die Felder der Sonne, der Wittwen und Waisen, und aller Personen, welche Alter und Krankheit zur Arbeit unvermögend machten, und dann erst kam die Reihe an die Aecker der andern. In jeder Stadt, auch wohl in jedem Viertel derselben, wann sie groß war, fanden sich Leute ein, die besonders dazu bestellt waren, die Felder der Dürftigen zu besorgen, zu pflügen, zu besäen und die Erndte einzusammeln. Da stiegen nun die Vorgesetzten den Tag vorher bei einbrechender Nacht auf die Thürme, bliesen in ein Horn, damit man desto besser auf sie achtete, und schrieen mit lauter Stimme: "Morgen fängt die Arbeit auf den Feldern der

Unvermögenden an, welches man denjenigen, die Theil daran haben, hiermit ankündiget, damit sie sich dabei einfinden können.„ Auf gleiche Art wurden die Aecker der Soldaten bestellt, welche im Kriege waren, und ihre Frauen und Kinder wurden in dieser ganzen Zeit als Wittwen und Waisen behandelt. Auf solche Art gab es demnach in ganz Peru keinen einzigen ganz Nothleidenden; alle waren versorgt, alle hatten zu essen, und niemanden durfte vor Alter und Krankheit bange seyn. Von den zahlreichen Heerden des Ynka wurde ihnen daneben Wolle, oder in manchen Gegenden Baumwolle zu ihrer Kleidung ausgetheilt, so daß ihnen also auch von dieser Seite nichts abging. Die Gesunden beschäftigten sich dabei mit dem Fischfang und der Jagd. Zur Bequemlichkeit der Reisenden waren schöne Landstraßen, und längs denselben Gasthöfe und Spitäler angelegt. — Die meisten dieser Herrlichkeiten nahmen aber unter den Spaniern ein Ende, und für die armen Peruaner fing eine ewige Sklaverei an. Was Wunder also, wenn sie ihre Unterdrücker hassen und verwünschen? Ihr schönes Land ist in den Händen übermüthiger Fremdlinge, die ihnen kaum zum Lohne für ihre Arbeit den nöthigsten Lebensunterhalt reichen.

In der Stadt Lima allein, die von Franz Pizarro im Jahr 1535 angelegt wurde, sollen jezt gegen zwanzig tausend Weiße und unter diesen eine Menge Edelleute leben, der Neger und Mulatten nicht zu gedenken.

Julchen. Was sind denn Mulatten?

Vater. Solche Personen, welche von einem weißen Vater und einer schwarzen Mutter, oder einer weißen Mutter und einem schwarzen Vater herstammen.

Unter den Weißen befinden sich auch eine Menge Creolen.

Nettchen. Was ist denn das?

Vater. Man nennt Creolen diejenigen Personen, die von europäischen, also weißen Aeltern erzeugt, aber in Amerika geboren worden sind. — Ueberdem sieht man auch sehr viele Mestizen, das heißt solche, die einen weißen Vater und eine amerikanische Mutter haben.

Unter dieser bunten Menge spielen die Weißen die vornehmste Rolle. Sie halten sich für ungleich besser als die Mulatten, Mestizen, Neger und Indianer, und sehen mit stolzer Verachtung auf sie herab. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Handel, womit sich die meisten ein unermeßliches Vermögen erwerben; die Handwerke, die mecha-

nischen Künste und den Feldbau überlassen sie gemeiniglich den Mulatten, Negern und Indianern. Von dem Luxus, der in Peru, und besonders in der Stadt Lima herrscht, hab't ihr gar keine Vorstellung. Die Frauenzimmer zumal kleiden sich in die allerkostbarsten Stoffe, und sind mit Spitzen ganz überdeckt. Ihre Haare funkeln von Juwelen, ihr Hals, ihre Ohren, ihre Finger prangen mit dem köstlichsten Geschmeide, und in ihrem Hausgeräthe herrscht die nämliche Pracht, in welcher die Mannspersonen mit dem Frauenzimmer wetteifern. Alle solche Sachen sind indessen in Peru ganz entsetzlich theuer, denn sie werden nicht im Lande selbst verfertiget, sondern müssen erst aus Europa oder Ostindien verschrieben werden. In dem Schnitte der Kleider richtet man sich meistens nach spanischer Mode; da aber, wo der Spanier sich mit gemeinem Tuche begnügt, muß der Peruaner Sammt, reiche Stoffe und die feinste holländische Leinwand haben. Aber nicht nur die Weißen allein, sondern auch die Neger und Mulatten wollen sich durch Luxus auszeichnen; da sieht man manche rabenschwarze Guineerin mit den schönsten Spitzen geputzt und mit Halzschnüren von guten Perlen behangen. Im Aeußerlichen bleiben also manche Negerinnen hinter den

Weißen wenig zurück; bei allen ihrem Staat aber sind sie doch dumm und unwissend; dahingegen die weißen Frauenzimmer sich zugleich durch feine Sitten, zarte Bildung und geistreichen Umgang auszeichnen, worinn es ihnen die rohen Schwarzen nie gleich thun können.

Soll ich die Nutzanwendung hier von auch auf euch machen? Soll ich euch sagen, daß ihr nicht nach Vorzügen streben müßt, die jeder Andere sich mit einem vollen Beutel verschaffen kann, sondern nach solchen, in denen Tausende sich vergeblich bemühen werden, euch zu übertreffen? — Glaubet mir: Unter zweien gleich schön geputzten Mädchen wird die gebildetere immer ihren Rang behaupten, und die Häßlichkeit, mit Verstand begleitet, sogar der Schönheit den Vorzug streitig machen.

Unter den Weißen in Peru soll es recht liebenswürdige, muntere, freundliche, aufgeweckte weibliche Geschöpfe geben; gar viele Fremde lassen sich daher verführen, sich dort niederzulassen, und sie bereuen gar selten in jenen reizenden Gegenden ihr Vaterland. Sie erwerben sich da ohne viele Mühe ihren Unterhalt, und wenn sie ihre unbebedeutenden Geschäfte verrichtet haben, spazieren sie mit ihrem Weibchen am Arm durch die üp-

pigen Weitzen- Mais- und Gerstenfelder, oder zwischen Oehl- Wein- und Obstgärten, wenn sie anders nicht lieber, nach der Landessitte, in einem eleganten zweiräderigen Cabriolet durch die Strassen von Lima rollen. Im Dezember fängt in Peru der Frühling an, und wenn im Sommer gleich die Sonne bisweilen unbarmherzig sticht, so soll doch die Hitze wegen der beständigen Winde, die da wehen, ganz erträglich seyn. Und wer ein Freund von Spazierengehen, Reiten uud Fahren ist, der hat sich nie vor schlimmen Wetter zu fürchten, denn in den Thälern von Lima regnet es niemals, und tausend uralte Personen sterben in dieser Stadt, die in ihrem Leben keinen Blitz gesehen und keinen Donner gehört haben.

Lottchen. Was! In ganz Peru regnet, blitzet und donnert es nicht?

Vater. Ich sage das nicht; ich rede nur von den peruanischen Thälern, denn in den Gebirgen stürzen unter dem fürchterlichsten Donnergebrülle sehr häufige Platzregen nieder.

Nettchen. Und warum donnert und regnet es denn nicht auch in den Thälern?

Vater. Man schreibt die Ursache den beständigen Südwinden zu, die dort wehen, und den Dünsten keine Zeit lassen sich zu sammeln und in

Regen aufzulösen. Im Winter aber herrscht ein beständiger Nebel, der die Erde so naß macht, als ob es lange anhaltend geregnet hätte.

Jeannot. Der Winter, ist er kalt?

Vater. Nein! In den Thälern sieht man nie weder Schnee noch Eis; und es blühen in allen Monaten des Jahres die schönsten Blumen. Auf den Cordilleragebirgen aber, die nur dreißig Meilen weit von Lima entfernt sind, liegt ewiger Schnee, und auf ihrem Gipfel herrscht eine unerträgliche Kälte.

Ludwig. In den peruanischen Thälern möchte ich wohnen.

Vater. Und ich möchte um Vieles nicht mich dort aufhalten, ob man gleich das ganze Jahr hindurch auch die schönsten frischen Früchte und alle Bequemlichkeit des Lebens genießen kann.

Julchen. Und warum denn?

Vater. Ist denn Jemand, zumal in Lima, einen Augenblick seines Lebens sicher? Muß man nicht jede Nacht fürchten, in seinem Bette lebendig begraben zu werden? Ist nicht schon öfters durch Erdbeben die ganze Stadt umgestürzt worden, und sind nicht die Einwohner zu tausenden umgekommen? In keiner Gegend des Erdbodens sind die Erderschütterungen gewöhnlicher, als hier.

Es werden aber auch, wenn die Erde anfängt zu brüllen, wenn die Hund heulen, und die Lastthiere mit ausgespreitzten Beinen auf der Strasse stehen bleiben, alle Herzen mit Furcht und Angst erfüllt. Ist es Nacht, so springt alles, ohne sich Zeit zum Ankleiden zu nehmen, theils ganz, theils halbnackt auf die Strasse, die Kinder schreien, die Aeltern jammern, Verwandte und Freunde rufen sich wechselseitig, und finden sich nicht. Es erfolgt jetzt ein Erdstoß nach dem andern; die Gebäude fangen an zu stürzen und einen Theil der Bewohner zu verschütten; das Schreien und Klagen nimmt zu; man sucht den Nothleidenden zu helfen, und in eben demselben Augenblick wird man selbst verwundet oder begraben. So erfolgen oft in einer Stunde über zweihundert Erdstöße, und was nicht gleich auf das erstemal stürzt, das fällt doch gewiß entweder ganz oder zum Theil in der Folge. Dabei toben nun gemeiniglich ein Paar feuerspeiende Berge auf den Cordilleras, und vermehren durch die Steine, die Asche, die Lavaströme und das siedende Wasser, das sie ausspeien, in ihrer Nähe die allgemeine Angst und Verwirrung.

Lottchen. Wenn es so in Lima zugeht, so muß ich bekennen, daß ich nicht dort wohnen möchte.

Nettchen. Da lob' ich mir in Ruh mein Brod
Und einen guten Braten.

Julchen. Einen guten Magen heißt es.

Nettchen. Nun es mag seyn; beides gehört zu einem vergnügten Leben.

Vater. Lassen wir den Peruanern ihre Reichthümer, ihre prächtigen Kleider, ihr schönes Obst, aber auch ihre Erdbeben, ihre Flöhe, Wanzen und Fliegen, welche ebenfalls keine geringe Plage für sie seyn sollen. Leben wir ja doch auch auf unsere Art recht vergnügt, weil uns nichts abgeht, was zu unserer Bequemlichkeit erfordert wird, und an einem heitern Wintertage, wie der heutige war, beneide ich keineswegs die Peruaner um ihre Nebel; im Sommer aber freuen wir uns alle nach einer langen Dürre über einen erquickenden Regen, nach welchem die Peruaner vergeblich schmachten.

Drei und zwanzigster Abend.

Die Chilesen.

Eine Nation in Süd-Amerika.

Tab. XII. Fig. 23.

Auf, auf, zu Schiffe! rief der Vater; aber nicht ins weite Weltmeer hinaus, sondern nur an den westlichen Küsten des südlichen Amerika herab nach dem Königreich Chili, das, wie ihr seht, an das Könireich Peru grenzt. Wir könnten die Reise auch zu Lande machen; ich bin nun aber einmal ein Freund der Seereisen, weil man schneller vom Fleck kommt. Ueberdem werden wir auf unserer Reise wenig von Stürmen zu besorgen haben, denn auch in Chili sollen nie Gewitter ausbrechen, obgleich die Witterung sonst ziemlich abwechselnd ist.

Sehe ich nicht dort an der Küste einen Trupp röthlich brauner Einwohner schön gemahlt, oder in wollenen Mänteln und Hüten mit Federn geschmückt stehen? Sehe ich nicht auf jener Seite ein Paar Reiter mit hölzernen Steigbügeln und Spornen auf muntern Pferden einher galloppiren? Das

sind ganz gewiß eingebohrne Indianer; ich schließe es auch aus den Zelten von Thierfellen, welche ich im Hintergrunde erblicke. Ich möchte doch wissen, ob es Araukaner sind oder nicht; dann ihr müßt wissen, daß die Araukaner noch immer in Krieg mit den Spaniern leben, und nie ganz haben unterjocht werden können. Die Spanier wünschten gar sehr, vollends Meister zu werden, und sich die schönen fruchtbaren Länder zuzueignen, welche dieses Völkchen zwischen den Flüssen Biobio und Valdivia, längs dem Meere hin, besitzt. Allein die tapfern Araukaner lassen sich so leicht nicht vertreiben; sie machen sich im Gegentheil noch immer den Fremdlingen furchtbar, und wenn sie auch bisweilen geschlagen werden, so ist das doch von keinen übeln Folgen, sie räumen auf kurze Zeit ihr Land, und ziehen sich vermuthlich in die Gebirge; bald darauf kommen sie aber verstärkt wieder zurück, fallen über die Spanier her, schlagen in der Nacht die Männer todt, und führen die Weiber fort, die ihnen als Mägde dienen müssen. Und dabei lassen sie es nicht einmal bewenden, sondern wenn der Krieg wirklich angefangen hat; so gehen sie schon noch weiter, suchen ihre Feinde in ihren festen Wohnplätzen auf, und belagern sogar die spanischen Festungen.

Niemand ist da einen Tag lang seines Lebens sicher; denn wenn die Araukaner einen Ueberfall im Sinne haben, so halten sie die Sache so geheim, daß kein Mensch etwas davon erfährt. — Ehe man sichs versieht, ist ein zahlloser Schwarm solcher gefährlicher Gäste bei der Hand, der Hütten und Dörfer plündert, und alles mordet, was sich ihm widersetzt. Da müssen nun gemeiniglich die Spanier selbst um Frieden bitten, und froh seyn, wenn sie ihn erhalten; gewöhnlich aber dauert er nicht lange, denn wenn ein Araukaner sich von einem Spanier beleidigt glaubt, so fangen die Feindseligkeiten von neuem an. — Hätten die andern Völkerschaften in Chili sich vom Anfang an so tapfer gewehrt, wie die Araukaner, so wären sie schwerlich von den weißen Fremdlingen unterjocht worden; jetzt aber, da die Europäer in Chili sich von Tag zu Tage mehren, haben die Indianer wenig Hofnung mehr, ihre verlohrne Freiheit wieder zu erlangen.

Jeannot. Wie viel können seyn Spanier in China?

Vater. In der einzigen Provinz Maule sollen schon im Jahr 1755 mehr als vierzehntausend waffenfähige Weiße gelebt haben; und die andern Provinzen haben sich, nach Verhältniß ih-

rer Größe, eben so sehr bevölkert. Auch in Chili sollen die weißen Frauenzimmer außerordentlich schön und große Freundinnen vom Kleiderstaat seyn. In der Tracht wie in den Sitten kommen sie den Bewohnern von Lima gleich. Die Mannspersonen sehet ihr in unserer Zeichnung Fig. 23. abgebildet. Auch hier bereichern sich viele Familien durch den Handel mit den Europäern. Mit den Wilden wird aber das Verkehr auf eine ganz eigene Art getrieben, die ich euch erzählen muß.

Ein europäischer Handelsmann bringt ihnen nämlich allerlei Sachen, die sie gut brauchen können, besonders aber Eisenwaaren, als Sporen, Messer und allerlei schneidende Werkzeuge zum Verkauf. Mit seinem Gepäcke geht er aber nicht gleich zu den gemeinen Indianern, sondern er wendet sich vorher an ihren Anführer, damit sich dieser erst aussuchen kann, was ihm beliebt. Um den Prinzen guten Humors zu machen, bringt ihm der Spanier auch eine Bouteille Wein mit, die sogleich ausgebüchst wird; dann wird der Preis der Waaren verabredet, und damit ist es gut. Das Oberhaupt läßt sogleich bei allen seinen Untergebenen bekannt machen, daß der fremde Kaufmann sein guter Freund sey, und daß sie mit ihm handeln können, so viel sie wollen. Von nun an

hat der Spanier nichts mehr zu befürchten; er geht unbesorgt in den Häusern herum, und überläßt einem jeden, wenn er des Handels mit ihm eins wird, was er sich aussucht, ohne aber sogleich den bestimmten Preis dafür zu erhalten. Er empfiehlt sich einstweilen und geht in die übrigen Häuser, die auf dem Felde herum zerstreut liegen, bis er seine Waaren sämtlich angebracht hat. Ist er nun fertig, so klopft er bei den Leuten, die ihm abgekauft haben, an, und macht ihnen bekannt, daß er nunmehr gesonnen sey, wieder nach Haus zu gehen. Sogleich bringt jeder die Felle oder das Vieh herbei, das er dem fremden Handelsmann schuldig geworden ist, und niemanden fällt es ein, ihn im geringsten zu betrügen. Damit er sicher und bequem wieder seine Heimath erreiche, gibt ihm gemeiniglich der Anführer einige von seinen Leuten zur Begleitung mit, die ihm sein erhandeltes Vieh bis an die Grenze treiben helfen.

Lottchen. Nun, das ist sehr honett. Haben denn aber die Indianer so viel Vieh?

Vater. Ach ja, es gibt in Chili nicht nur eine Menge einheimische Thiere, als Lama und Vigognen, (von denen die feine und theure Vigognewolle kommt), sondern auch eine ungeheure

Menge europäisches Vieh, das sich hier ganz unglaublich vermehrt und veredelt hat, besonders Pferde, Esel und Rindvieh. Die wilden Indianer haben daher sehr ansehnliche Heerden, womit sie, wie in Asien die Kalmücken, von einem Orte zum andern, den besten Weideplätzen nachziehen. Bei allen ihrem Viehreichthum essen sie aber doch wenig Fleisch von zahmen Thieren; zwar trift man bei ihnen von Zeit zu Zeit einen Pferde- oder Mauleselbraten an; gewöhnlich aber nehmen sie mit Erdäpfeln, Gerste und Mais vorlieb, woraus sie mancherlei Speisen bereiten. Und dabei lassen sie sich ein gutes Gläschen Aepfelwein ganz vortreflich schmecken; denn ihr müßt wissen, daß in Chili die besten Aepfel in Ueberfluß wachsen. Vom Wildpret sind sie ebenfalls große Freunde, sie gehen daher fleißig auf die Jagd, wenn sie nicht zu Hause mit ihrem Feldbau oder ihren Heerden beschäftiget sind. Daß sie meistens unter Zelten mit Thierhäuten bedeckt leben, habe ich euch schon gesagt, manche sollen auch eine Art Hütten haben, die aber so ungekünstelt sind, daß sie ohne Mühe in einem oder zwei Tagen gebaut werden können. Gemeiniglich flechten sie solche bloß aus Aesten zusammen, und nie vereinigen sie mehrere zu einem Dorfe. Alle Städte in

Chili sind von Spaniern erbaut und bevölkert worden; es leben aber in denselben auch eine große Menge Schwarze, Mulatten und Mestitzen. Sankt Jago de Chile, die Hauptstadt in Chili, soll eine Bevölkerung von vierzigtausend Seelen haben, dann ist noch Valdivia, Chacao, Conception, die ebenfalls gut bevölkert sind.

Ueberhaupt lassen es sich die Spanier in Chili recht wohl seyn. Sie haben da Getraide und andere Lebensmittel im größten Ueberfluß, sie bauen Wein und Baumöhl, und die Gebirge sind außerordentlich reich an Gold, Silber und Kupfer. Freilich gibt es unter den Bergen auch manche faule Philister, die ein großes Gepolter machen, und hinter denen nicht viel steckt. Ich meine die zahlreichen Vulkane, die anstatt Gold und Silber nichts als Steine, Asche, Lava und siedendes Wasser in ihren weiten Bäuchen führen. Wirklich sollen sich auf dem Cordillera-Gebirge vierzehn solche feuerspeiende Berge befinden, die oft ganz entsetzlich toben und Ursache an den Erdbeben sind, die nicht selten jene gesegneten Gegenden verheeren.

Morgen, liebe Kinder, durchschiffen wir den stillen Ocean, und richten unsere Seegel nach

der von Cook entdeckten berühmten Insel Otaheite, die sich unter allen Inseln der Erde durch Anmuth und Fruchtbarkeit auszeichnet.

Lottchen. Es ist eine von den eilf Societätsinseln, mitten im großen Ocean, nicht weit von den freundschaftlichen Inseln; nicht wahr?

Vater. Ganz recht! Also morgen lichten wir die Anker und steuern nach Otaheite.

Vier und zwanzigster Abend.

Die Bewohner von Otaheite.

Eine Insel in Australien.

Tab. XII. Fig. 24.

Vater. Mit vollen Seegeln fliegt schon unser Schiff den Küsten der Societäts-Inseln zu, und vor unsern Blicken ausgebreitet liegt die reizende Insel Otaheite mit ihren schönen und gutherzigen Bewohnern. Wir springen an das Land, und ich führe euch sogleich nach einem Otaheitischen Dorfe, mitten in einem Lusthain von Brod- und Kokosbäumen, wo diese zufriedenen und unschuldigen Menschen in Häusern ohne Wände, mit bloßen Dächern von Palmblättern, wohnen.

Lottchen. In einem Hause ohne Wände weiß ich nun nicht, ob sich's so gar zufrieden leben läßt. Husch, husch, mich friert bei dem bloßen Gedanken, daß der Wind von allen Seiten hereindringen kann.

Vater. Die Otaheiter wohnen unter einem sehr gemäßigten Himmelsstrich, und alle ihre Häuser liegen in dicken Wäldern, wo sie wenig von rauher Luft empfinden werden. Ihre meiste Zeit bringen sie nicht einmal in der Hütte, sondern unter schattigen Bäumen in freier Luft zu, wo sie auch zu essen und alle ihre Geschäfte zu verrichten pflegen; nur des Nachts, und wenn Regenwetter einfällt, suchen sie in ihren Häusern ein Obdach. Da liegen sie auf weichem Heu, womit der Boden dick belegt ist, sie breiten Matten darauf aus, und ihre Kleider sind ihre Decke. Das Gesinde schläft jedoch unter freiem Himmel; wenn es aber regnet, so dürfen auch Knechte und Mägde unter das gemeinschaftliche Dach kommen.

Ludwig. Wird ihnen denn in ihren offenen Häusern nichts gestohlen?

Vater. Ein Otaheiter bestiehlt nicht leicht einen andern, und dann dürfte es ein Fremder schon der Hunde wegen nicht wagen, einen Diebstahl

stahl zu unternehmen; denn da man in Otaheite die Hunde zu speisen pflegt, so wird von jeder Familie eine große Menge unterhalten.

Nettchen. Was, auch die Otaheiter essen Hundefleisch?

Vater. Ja wohl! sie haben aber zur Abwechselung auch Schweine und Hühner; aber nicht in sehr großer Menge; der gemeine Mann hat selten einen andern, als einen Hundebraten auf seinem Tische. — Doch ich hätte nicht sagen sollen auf seinem Tische, denn Tische und Stühle sind in Otaheite eine Seltenheit. Man sitzt da meistens auf der Erde, und verrichtet seine Mahlzeit auf dem Boden. Ist es ein vornehmer Herr, so wählt er sich einen schattigen Ort unter einem dicken Baume, oder neben seiner Hütte. Anstatt eines Tischtuch's belegen seine Bediente rings um ihn her den Boden mit einer großen Menge Blätter, entweder von dem Brodfrucht- oder dem Bananasbaum. Einer von ihnen bringt ihm hierauf seine Mahlzeit in einem saubergeflochtenen Körbchen von Kokosblättern. Besteht sie aus Fleisch oder Fischen, so ist alles sehr sauber in Blätter eingewickelt, denn die Otaheiter sind außerordentliche Freunde der Reinlichkeit, und deswegen braucht man sie auch nicht, so wie einen gewissen Herrn, tagtäglich an das Waschen zu erinnern.

Lottchen und Julchen. Uns meinest du gewiß nicht!

Jeannot. Continuez, Monsieur, je vous entends.

Vater. Zugleich mit ihrer Mahlzeit bringt ihnen der Bediente zwei Kokosschalen, eine mit Salzwasser, die andere mit gemeinem Wasser; diese, damit er sich den Mund ausspülen, jene, damit er seine Fische oder sein Fleisch hineintunken kann. Gemeiniglich besteht sein Mittagmahl, außer Fleisch und Fisch, in zwei oder drei Stücken Brodfrucht, vierzehn oder funfzehn reifen Bananas, sechs bis sieben Aepfeln, und einem Trunk Kokosnußsaft, statt des Weines.

Lottchen. Nun, damit getraute ich mir auch satt zu werden. — Sind denn die Brodfrüchte groß?

Vater. Jede so groß wie zwei Fäuste. — Die Otaheiter sollen gar gewaltige Esser seyn.

Ludwig. Warum nennt man sie denn die Brodfrucht?

Vater. Weil sie beinahe in allen Ländern, wo sie wächst, die Stelle des Brodes vertritt. Der Brodbaum, mein lieber Ludwig, ist ein großer Segen für ein Land, denn er ist außerordentlich ergiebig. Wenn ein Hausvater zehen solche Bäume pflanzt, so hat er Früchte genug für sich, und

seine ganze Familie auf Lebenslang. Man isset die Brodfrucht aber nicht nur frisch, sondern man läßt sie auch durch Gährung säuerlich werden, knetet sie sodann, und bäckt sie wie Brod in einem Ofen. Solches Brod hält sich dann sechs und noch mehr Wochen, und kann kalt und warm genossen werden. Es soll wie Milchbrod schmecken.

Julchen. Warum hast du denn den Mann ganz allein essen lassen? Hat er denn keine Frau und keine Kinder?

Vater. Die Frau darf in Otaheite nicht mit dem Manne essen. Warum aber, das kann ich euch nicht sagen; denn die Otaheiter selbst wissen keinen andern Grund anzugeben, als daß sie sprechen, es gebüre sich nicht.

Nettchen. Halten sie vielleicht auch sonst ihre Weiber wie Mägde, wie die Tungusen und anderes solches schmutzige Gesindel.

Vater. Nichts weniger! sie sind recht gern in Gesellschaft der Weiber und Mädchen, und behandeln sie gar nicht übel; im Gegentheil haben sie ihre herzliche Freude, wenn sie sehen, daß sich ihre Damen recht herausputzen. Es machen aber auch die Otaheiterinnen ganz gewaltigen Staat. Auf unserer Zeichnung ist eine abgebildet. Müßt ihr nicht sagen, daß sie aussieht wie der Engel Gabriel? Auf solche Art kleiden sich besonders die

vornehmen Otaheiterinnen, wenn sie ihre Tänze aufführen; denn sie sind sehr große Freundinnen vom Tanz und andern Lustbarkeiten, wobei sie von den Männern mit Trommeln, Flöten und andern musikalischen Instrumenten begleitet werden. Ihre gewöhnliche Kleidung hat keine bestimmte Form; sie besteht bloß aus größern und kleinern Stücken Zeug, die sie auf mancherlei Art um den Leib schlagen und um die Schultern hangen. Je vornehmer die Person ist, desto mehr Zeuge hat sie auf dem Leibe, und oft sind sie dergestalt damit beladen, daß sie solche kaum tragen können. Auf gleiche Art behelfen sich auch die Mannspersonen; sie schlagen ein Stück Zeug um den Leib, und hängen, besonders bei feuchtem Wetter, eine Matte über die Schultern; ist aber die Hitze groß; so gehen sie beinahe ganz nackt. Den Kopf jedoch verwahren sie mit Mützen aus Kokosblättern oder sie tragen auch eine Perrücke von Menschen- oder Hundehaaren.

Die Kinder. Ha, ha, ha! Ein Wilder in einer Perrücke.

Vater. Sie finden, daß sie ihnen recht gut stehe. Sie schmücken sich auch manchmal den Kopf mit bunten Federn, rothen Erbsen und dergleichen; die Frauenzimmer aber tragen eine Art Turban, oder wenn sie im bloßen Kopfe gehen, so

flechten sie ihre Haare und schmücken sie mit Blumen; an dem einen Ohr aber tragen Männer und Weiber Ohrengehänge von Muscheln und Steinen.

Julchen. Und die Kinder?

Vater. Mit den Kindern macht man auf Otaheite wenig Umstände; die Mädchen bleiben bis in ihr viertes – und die Knaben bis in ihr siebentes Jahr splitternackt. Wenn sie aber zwölf Jahre alt sind, dann fängt man an sie zu tättowiren.

Die Kinder. Was ist das?

Vater. Man sticht ihnen nämlich auf alle Theile des Körpers, nur das Gesicht ausgenommen, allerlei Figuren, Dreiecke, Vierecke, lateinische Z und dergleichen, weil solche Zierrathen eine hübsche Person ganz außerordentlich verschönern.

Nettchen. Das läßt sich denken. Wie machen sie denn das aber?

Vater. Sie haben ein kleines, mit Zähnen versehenes Instrument, das aussieht, wie eine Säge, aber bloß aus einem Knochen oder einer Muschel verfertigt wird, und nur einen Viertels- bis anderthalb Zoll lang ist. Wollen sie nun ein Kind tättowiren, so tauchen sie die Zähne des Instruments in eine schwarze Farbe aus Lampenruß, stellen sie auf die Haut und schlagen mit einem Stecken ziemlich schnell und gleich darauf. Die

mit Ruß überzogenen Zähne werden dadurch in die Haut getrieben, und hinterlassen auf derselben unverlöschbare Spuren. Jedes Glied an den Fingern, jede Zähe wird auf solche Art mit Figuren gezeichnet, und wenn die Operation vorbei ist, so bildet sich ein Mädchen noch einmal so viel ein, als vorher, und hält sich für ungleich reizender.

Jeannot. Seyn sie aber wiklich schön?

Vater. Ja allerdings! Nach dem einstimmigen Zeugniß aller Reisenden sind die Otaheiter eine der schönsten Menschengattungen. Sie sind groß, weiß, zart gebildet, mit schwarzen lockigen Haaren, und dabei sind sie äußerst reinlich an ihrem Körper; denn jeden Tag baden sie sich dreimal in fließendem Wasser oder im Meere. Die Männer haben, wie bei uns, etwas dunklere Gesichter als die Frauenzimmer, und führen einen starken Bart. Selbst der gemeinste Mann ist gut gebaut; und selten sieht man einen Krippel unter ihnen. Noch schöner aber, als ihr Körper, ist ihre Seele; denn es sollen die gutherzigsten, unverdorbensten Menschen seyn. Sie sind lustig, aber doch arbeitsam, und so geschickt in allerlei Handarbeiten, daß man sich nicht genug über ihre Kunst wundern kann. Die Zeuge, in die sie sich kleiden, verfertigen sie alle selbst aus der Rinde des Chinesischen Papier-Maulbeerbaums, und färben sie

mit mancherlei Farben, besonders roth und gelb. Zum Zimmern haben sie keine andern Werkzeuge, als ein steinernes Beil, einen Meisel aus Knochen, und eine Raspelfeile aus Korallen, oder die Haut eines gewissen Seefisches; und dennoch bauen sie Häuser und Kähne, behauen Steine, fällen, spalten, schnitzen und glätten ihr Zimmerholz, verfertigen sich ihre Schleudern, Speere, Keulen, ihre musikalischen Instrumente und so weiter. Die Weiber ihrer Seits sind nicht minder geschickt und geschäftig ....

Ludwig. Wie viel haben sie denn Weiber?

Vater. Nicht mehr, als eine einzige. Es sucht sich da jeder junge Mensch ein Mädchen aus, das ihm gefällt, und wenn die Aeltern sie ihm geben wollen, so legen sie an dem Hochzeittag in Gegenwart beider Familien die Hände des jungen Brautpaars in einander, fragen sie, ob sie gesonnen sind, sich zu heirathen, und wenn mit Ja geantwortet wird, so fangen alle Anwesende an zu singen und gewisse Formeln auszusprechen, welche das junge Paar beantwortet. Der Bräutigam ißt hierauf von den vorgesetzten Speisen aus der Hand seiner Braut, und die Braut aus der Hand des Bräutigams; zum Beschluß baden sich beide im Flusse, und damit ist die Ehe geschlossen, ohne daß der Priester ein Wort dazu gesprochen hätte. Eben

so leicht kann hingegen auch eine Verbindung wieder getrennt werden, wenn zwei Personen nicht länger mit einander leben wollen. Bleiben sie aber beisammen bis an den Tod, dann geben sie sich oft die rührendsten Beweise ihrer Liebe, denn sie opfern sich, wenn eines von ihnen stirbt, ihr Blut und ihre Thränen.

Lottchen. Wie so denn das?

Vater. Sie verwunden sich an dem Kopfe mit einem Seehundszahn, fangen das Blut, das aus der Wunde fließt, auf, und werfen es unter die Bahre. Auch ihre Thränen werden von ihren nächsten Verwandten auf gleiche Art aufgefangen, und unter die Bahre gelegt. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Otaheiter, ob sie gleich Heiden sind, doch an die Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode glauben. Sie sehen daher im Geiste die Seele des Verstorbenen um seinen Leichnam schweben, und ihrer Ueberzeugung nach sieht sie dankbar ihren Schmerz und ihre Thränen.

Julchen. Werden denn in Otaheite die Leichname verbrannt wie in Ostindien, oder begraben wie bei uns?

Vater. Anfangs weder verbrannt noch begraben. Man legt sie in ein kleines eingezäuntes Haus, und läßt sie da so lange unbegraben liegen, bis alles Fleisch in Verwesung übergegangen ist.

ist. Alsdann erst sammelt man die Gebeine, wäscht sie sauber in dem Flusse und übergibt sie der Erde. — Der hinterlassene Ehegatte enthält sich indessen aller Vergnügungen; während seine Freunde sich mit Musik, Tanz, Ringen, Bogenschießen, belustigen, bleibt er einsam in seiner Hütte, und gedenkt unter stillen Thränen der verlornen Gefährtinn.

Nettchen. Und bei der Beerdigung haben die Priester auch nichts zu thun?

Vater. Ach ja! nur allzuhäufig sind sie bisweilen bei solchen Trauerscenen, die sie oft selbst veranlassen.

Nettchen. Wie so denn selbst veranlassen?

Vater. Sie veranstalten Menschenofer?

Lottchen. Menschenopfer! Die freundlichen, gutherzigen Otaheiter?

Vater. Nicht anders. Aberglaube und falsche Religionsbegriffe ersticken gar oft alle menschliche Gefühle. Wenn nämlich das Volk feierlich zu seinem Gottesdienste versammelt ist, so geht der Oberpriester ganz allein in das Gotteshaus, bespricht sich da, seinem Vorgeben nach, mit ihrem vornehmsten Gott, und fragt ihn, was für ein Opfer ihm am angenehmsten seyn dürfte? Begnügt er sich mit einem Schwein, einem Hund, einer Henne; desto besser alsdann für die armen

Otaheiter. Verlangt aber der erbitterte Gott, oder vielmehr der boshafte Priester, ein Menschenofer, so nennt er zugleich den Unglücklichen, der geopfert werden soll, und dieser wird dann unverzüglich herbeigeschleppt und zu todt geprügelt.

Julchen. Vielleicht auch gefressen?

Vater. Nein! sondern nur unter mancherlei Ceremonien, wobei ihm ein Theil seiner Haare ausgerupft und ein Auge ausgestochen wird, begraben. Bisweilen opfert man auf gleiche Weise die Verbrecher oder Kriegsgefangenen; wenn aber der Gott der Otaheiter eine bestimmte Person zum Opfer haben will, so muß sie ohne Gnade sterben.

Lottchen. Wenn demnach ein solcher Pfaffe Jemanden nicht gut wäre, so könnte er ihn ja recht leicht zu todt prügeln lassen, ohne daß Jemand etwas merkte?

Vater. Allerdings! und eben deßwegen werden die Otaheitischen Priester von dem Volke ausserordentlich gefürchtet, und wenn sie etwas vornehmen, so hat nicht leicht Jemand Muth genug, ihnen zu widersprechen, denn Jeder muß besorgen, daß er von seinem Feinde zum Opfer ausersehen werde.

Auch mein Opfer ist bereit, sprach hier die Mutter; es besteht aber bloß aus Feldfrüchten, Milch- und andern dergleichen Speisen.

Und auch meines ist gebracht, sagte der Vater, indem er aufstand. — Abermals habe ich meinen Kindern vier und zwanzig Abende aufgeopfert; es gereuen mich aber nicht die Stunden, die ich mit ihnen verplaudert habe, und ich hoffe, auch sie werden sie nicht gereuen. Ich habe mit euch zum zweitenmal Afrika, Asien, das nördliche Europa, Amerika und Australien durchreis't, und euch mit manchem interessanten Völkchen bekannt gemacht, das euch vorher entgangen war. Es ist jetzt nur zu wünschen, daß ihr das Gute so vieler fremden Nationen euch zu eigen macht, ihre Fehler aber vermeidet und verabscheut.

Lieber Vater, ich danke dir herzlich für das Vergnügen, das du uns gemacht hast, sprach Lottchen, und fiel dem Vater um den Hals. Auch ich, auch ich, stimmten alle übrigen ein. Grand merci, schrie besonders Jeannot, Sie aben uns gemakt viel plaisir, Monsieur L. je Vous le jure, und ik verspreк Ihnen, nik mehr zu seyn ein schmutzig Kamtchadale, sondern mik zu waschen dreimal der Tag wie die Otaheiter.

Jugendschriften.

Neues Bilder- und Lesebuch über gemeinnützige Gegenstände, besonders naturhistorischen Inhalts, mit vielen kolorirten Kupfern, vom Verfasser der unterhaltenden Erzählungen, 1 fl. 30 kr.

Völker-Gallerie für Kinder, in unterhaltenden Erzählungen von den Sitten, Gebräuchen und Kleidungen fremder Nationen, mit 24 illum. Kupfern, 1 fl. 15 kr.

Erzählungen für das erste Kindesalter, mit vielen Kupfern von Schellenberg, 1 fl. 15 kr. illum. 1 fl. 30 kr.

Abc-Buchstabir- und Lesebuch mit deutschen, latein. und geschriebenen Buchstaben u. 25 ill. Kupf. geb. 48 kr.

Französisches Abc- und Buchstabirbuch, oder gründliche Anweisung zur richtigen Aussprache des Französischen, mit illum. Kupf. geb. 43 kr.

Naturhistorisches lat. und deutsches Abc-Buchstabir- und Lesebuch, mit 25 illum. Kupfern. 1 fl.

Neue Abctafeln von Prof. Stoy mit 24 Kupfern 36 kr.
illuminirt 48 kr.

Bibel für Kinder, mit vielen katechetischen und naturhistorischen Tabellen, 24 kr.

Hechtels Denkmale der Freundschaft für Stammbücher und moralische Lehren zur Sittenveredlung junger Personen, 3te Auflage, 36 kr.

Historisches Fragespiel über die vorzüglichsten Ereignisse unsers Vaterlands bis auf unsere Zeit, geb. 1 fl.

Lorenzo's Reise durch Spanien und Portugal, zur Uebersicht der Merkwürdigkeiten dieser Länder, mit einer illuminirten Landkarte, 36 kr.

— — Reise durch Italien, mit 1 illum. Landk. 36 kr.

Müllers, J. W. praktische Anweisung zur allgebraischen und combinatorischen Rechnung in Beziehung auf bürgerliche Geschäfte, 8. 1 fl. 30 kr.

— — praktische Anweisung zur richtigen Berechnung des cubischen Inhalts der Baumstämme, des beschlagenen Holzes und anderer zur Forstgeometrie gehörigen Aufgaben, nebst Anleitung zur Decimalrechnung, 8. 1 fl. 15 kr.

Winterzeitvertreib, in Anecdoten meistens lustigen Inhalts, 8. 45 kr.

Jugendschriften.

Neues Bilder- und Lesebuch über gemeinnützige Gegenstände, besonders naturhistorischen Inhalts, mit vielen kolorirten Kupfern, vom Verfasser der unterhaltenden Erzählungen, 1 fl. 30 kr.

Völker-Gallerie für Kinder, in unterhaltenden Erzählungen von den Sitten, Gebräuchen und Kleidungen fremder Nationen, mit 24 illum. Kupfern, 1 fl. 15 kr.

Erzählungen für das erste Kindesalter, mit vielen Kupfern von Schellenberg, 1 fl. 15 kr. illum. 1 fl. 30 kr.

Abc- Buchstabir- und Lesebuch mit deutschen, latein. und geschriebenen Buchstaben u. 25 ill. Kupf. geb. 48 kr.

Französisches Abc- und Buchstabirbuch, oder gründliche Anweisung zur richtigen Aussprache des Französischen, mit illum. Kupf. geb. 43 kr.

Naturhistorisches lat. und deutsches Abc- Buchstabir- und Lesebuch, mit 25 illum. Kupfern. 1 fl.

Neue Abctafeln von Prof. Stoy mit 24 Kupfern 36 kr.
illuminirt 48 kr.

Bibel für Kinder, mit vielen katechetischen und naturhistorischen Tabellen, 24 kr.

Hechtels Denkmale der Freundschaft für Stammbücher und moralische Lehren zur Sittenveredlung junger Personen, 3te Auflage, 36 kr.

Historisches Fragespiel über die vorzüglichsten Ereignisse unsers Vaterlands bis auf unsere Zeit, geb. 1 fl.

Lorenzo's Reise durch Spanien und Portugal, zur Uebersicht der Merkwürdigkeiten dieser Länder, mit einer illuminirten Landkarte, 36 kr.

— — Reise durch Italien, mit 1 illum. Landk. 36 kr.

Müllers, J. W. praktische Anweisung zur allgebraischen und combinatorischen Rechnung in Beziehung auf bürgerliche Geschäfte, 8. 1 fl. 30 kr.

— — praktische Anweisung zur richtigen Berechnung des cubischen Inhalts der Baumstämme, des beschlagenen Holzes und anderer zur Forstgeometrie gehörigen Aufgaben, nebst Anleitung zur Decimalrechnung, 8. 1 fl. 15 kr.

Winterzeitvertreib, in Anecdoten meistens lustigen Inhalts, 8. 45 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kleine Völker-Gallerie für Kinder in unterhaltenden Erzählungen von den Sitten, Gebräuchen und Kleidungen fremder Nationen mit vier und zwanzig kolorirten Vorstellungen
Bd.: 2

Nürnberg 1811

Paed.pr. 3853-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11020599-5